Amerikanische Bibliothek.

Vierzigster Band.

Wilfred Montressor

oder

die Sieben.

Ein Roman

aus dem New-Yorker Leben.

Von

dem Verf. von: „Abel Parsons, oder Bruderrache“, „Florence de Lacey“, u. s. w.

Zweiter Band.

Leipzig, 1853.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Amerikanische Bibliothek.

Vierzigster Band.

Wilfred Montressor

oder

die Sieben.

Ein Roman

aus dem New-Yorker Leben.

Von

dem Verf. von: „Abel Parsons, oder Bruderrache", „Florence de Lacey", u. s. w.

Zweiter Band.

Leipzig, 1853.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Wilfred Montressor

oder

die Sieben.

Ein Roman

aus dem New-Yorker Leben.

Von

dem Verf. von „Abel Parsons, oder Bruderrache“, „Florence de Lacey“, u. s. w.

Zweiter Band.

Leipzig, 1853.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Achtes Kapitel.

Charley Swan's Keller. — Die Entdeckung.

„Ihr kommt zu rechter Zeit, Tim,“ sagte Jack Highflyer, als er sich seinen Kameraden auf dem Sammelplatze anschloß. „Die Nacht ist schwarz wie Erebus.“

„Ich bin doch durch die ganzen südlichen Staaten gereis't,“ bemerkte Luke Fordham gegen einen seiner Gefährten; „aber den Namen für einen Nigger habe ich noch nicht gehört.“

„Jack hat gute Schule gehabt,“ erwiederte Jener, „und wenn er h'Erebus sagt, so heißt es auch h'Erebus.“

„Sind alle unsere Kameraden hier?“ fragte der Führer der Schaar.

„Nehmt einen Census der Geruchsorgane auf, Jack,“ sagte Tom Gaffney.

„Keinen Unsinn, Tom; wir müssen uns vorsichtig und ruhig benehmen, sonst werden wir es schwer

finden, heute Nacht bei Charles Swan Einlaß zu erlangen, und ich habe besondere Gründe, um einen Straßenspektakel zu vermeiden."

„Das ist jammerschade, Jack," rief Harry Wilson. „Der liebste Anblick, den ich auf Erden habe, sind:

„Vierundzwanzig Bowery-Jungen
Alle in einem Reihen."

„Ich will mit Tim Hartmann und dem Fremden vorausgehen," fuhr Jack Highflyer fort, „und Ihr Uebrigen werdet uns langsam folgen."

In einer Entfernung von funfzig Schritten vom Sammelplatze blieb Jack Highflyer stehen, um ein altes Gebäude zu recognosciren, dessen Vorderseite von einer Straßenlampe, die ihm gegenüber angebracht war, dürftig beleuchtet wurde. Die Außenseite bot kein sicheres Zeichen dar, nach welchem ein Beobachter hätte bestimmen können, ob das Gebäude ein Wohnhaus oder eine Werkstätte sei. Im zweiten Stocke befanden sich zwei Fenster und darunter ein Eingang durch große Doppelthüren, welche gerade auf den gepflasterten Fußweg gingen. Der junge Mann näherte sich dem Eingange und klingte. Die Thüren waren verschlossen und verriegelt. Er klopfte leise.

Kurz darauf vernahm man deutlich hörbare Schritte.

„Wer da?" fragte es in rauhen Kehltönen.

„Freunde, Pompey!"

Dem Knarren von Riegeln und Schlössern folgte

das Oeffnen der einen von den Thüren auf dem Fuße. Jack Highflyer stieß ein durchdringendes, eigenthümliches Pfeifen aus und trat mit dem Kentuckyer ein. In weniger als einer Minute hatten sich seine Kameraden um ihn versammelt und die Thüren wurden abermals gehörig verschlossen.

Das Zimmer, worin sie sich befanden, wurde trübe von einer einzigen Lampe erhellt und besaß keine Spur von anderem Hausgeräthe. Auf der Nordseite war eine Quantität von gesägtem und gespaltenem Hickoryholze gegen die Wand gehäuft.

Jack Highflyer und seine Kameraden schritten durch den breiten Hausgang, bis sie an einer abwärtsgehenden Treppe anlangten, welche von den flackernden Strahlen der Lampe beschienen wurde.

„Unterhaltet Euch, wie Ihr wollt, bis ich das Zeichen zum Rückzuge gebe,“ sagte Jack Highflyer, als er die Stufen hinabstieg.

Am Fuße der Treppe befand sich eine Thür, welche er öffnete. Den Blicken des erstaunten Fremden bot sich ein merkwürdiges Schauspiel dar.

Das erste Zimmer war der Erfrischungssalon und etwa fünfundzwanzig Fuß breit und zwei bis dreimal so lang. Der Schenkverschlag war nett eingerichtet, und hatte Spiegel hinter den Flaschen und Gläsern und einen Fichtentisch mit einem gedrechselten Kirschbaumholzgitter, welcher auf eisernem Gestell vor dem Kellner ruhte. Zwei Austernständer zu beiden

Seiten des Verschlags und eine von Bänken umgebene, schwere Fichtenholztafel zogen sich das ganze Zimmer entlang. Geistige Getränke von der verschiedensten Art, Austern, Kuchen, Torten, Früchte und Cigarren waren anlockend zum Verkauf ausgestellt. Die Wände waren gelb und verräuchert und die Dielen ohne Teppich. Zwei bis drei abgenutzte hölzerne Schemel und ein Dutzend Rohrstühle waren zur Benutzung der Gäste längs der Wände aufgestellt.

Am andern Ende des Salons befanden sich zwei etwa funfzehn Fuß aus einander liegende, in den Ballsaal führende schmale Thüren. Das letztere Gemach war vierzig Fuß breit und sechzig Fuß lang, und erhielt durch eine einzige Fensterreihe, welche auf einen ummauerten Hof ging, eine leidliche Versorgung mit frischer Luft. Auf drei Seiten des Saales waren lange, fichtene Bänke ohne Kissen oder Lehnen an den Wänden aufgestellt. Zwischen den Thüren war für die Musiker eine Estrade mit einem halben Dutzend Rohrstühlen errichtet. Beide Gemächer wurden durch von der Decke herabhängende Lampen von verschiedenartigen Mustern beleuchtet. Ein großer Theil der Lampenschirme war mit Ruß überzogen und die lodernden, schlechtgeputzten Dochte trieben über ihre verdunkelten Oberflächen träg aufsteigende Rauch- und Flammensäulen empor.

Der Ballsaal war von Besuchern beider Geschlechter und jeder Farbenschattirung gedrängt voll.

Neger, Mulatten und Weiße gingen und tanzten in völliger Rücksichtslosigkeit gegen die Vorurtheile ihrer respektiven Kasten bunt durcheinander. Die Frauenzimmer waren Diebinnen und öffentliche Mädchen von der niedrigsten Klasse, welche theils in buntem Flitterstaate prangten, theils in zerlumpte, schmutzige Gewänder gekleidet waren, welche allem Anstande Hohn sprachen. Hier sah man eben so gut alte Weiber mit branntweindunstigen Gesichtern und trüben, glanzlosen Augen, wie bereits hoffnungslos entwürdigte junge Mädchen, welche ihren männlichen Genossen schamlos in's Gesicht schauten. Die Männer waren meist Taschendiebe, Räuber, Wüstlinge und trunksüchtige Vagabonden — die Hefe der Bevölkerung einer großen Stadt. Andere, die einer bessern Klasse angehörten, waren jedoch von Neugier oder der Liebe zu Abenteuern oder vielleicht auch durch die Neigung an Scenen erniedrigender Ausschweifung theil zu nehmen, zum Besuch des Lokals veranlaßt worden.

Jack Highflyer's Schaar war der Unterhaltung und Laster der gemeinen Klasse nicht ungewohnt, und nahm keinen Anstand, sich der trunkenen Gesellschaft in ihrer wilden unbekümmerten Lustigkeit anzuschließen. Die neuen Ankömmlinge tranken eben so stark und lachten eben so laut und redeten eben so obscön und schworen eben so lästerlich, wie die ältesten Priester der Ausschweifung und Unmäßigkeit. Aber ihr Führer schien, obgleich er sich unter die bunte

Menge mischte, doch nicht geneigt, an den Abendunterhaltungen thätigen Antheil zu nehmen. Er bewegte sich mit leichtem, sorglosem Schritte und scharf beobachtenden Blicken unter der Menge umher und blieb während der Tanzpausen von Zeit zu Zeit stehen, um ein paar Worte mit dem Kentuckyer auszutauschen.

Nachdem er auf diese Weise beinahe eine Stunde zugebracht hatte, ging er, als eben die Musik das Vorspiel zu einem Kotillon begann, auf ein junges, hübsches Mädchen zu, welches allein am Ende einer von den Bänken saß.

„Willst Du mit mir tanzen, hübsche Kleine?“ fragte er.

Das Mädchen warf den Kopf auf, schüttelte kokett seine braunen Locken und fragte dreist.

„Wer bist Du?“

„Jack, der Stutzer.“

„Nun, Jack, der Stutzer, ich habe für diesen Tanz einen Tänzer.“

„Ist er hübscher wie ich?“

„Nein,“ antwortete das Mädchen mit lautem Lachen; „er ist häßlich wie die Sünde; aber er traktirt wie ein Prinz.“

„Die Tänzer treten an ihre Plätze — tritt mit mir an,“ sagte Jack Highflyer, indem er dem Mädchen einen halben Adler in den Schoos warf.

„Ein Goldstück!“ sagte sie, die Münze betrachtend, „ich will es thun, Jack der Stutzer, ohne mich

um meinen Tänzer zu kümmern; aber er wird Dir eine verteufelte Tracht Schläge geben, und mir vielleicht auch."

„Ich werde Dich beschützen, hübsche Kleine."

„Du! — Du?" rief das Mädchen lachend. „Hans Däumling gegen einen Riesen!"

Der Kotillon hatte eben begonnen, als ein schwerfälliger, häßlicher Mensch herantrat. Es war Hugh Simonson, der Dieb.

„Du kommst zu spät!" sagte das Mädchen. „Ich tanze mit diesem Herrn."

Der Verbrecher betrachtete den jungen Mann mit wüthender Miene und zog sich darauf, Verwünschungen und Flüche murmelnd, zurück.

Nach dem Tanze schlenderte Jack Highflyer in das Erfrischungszimmer und ließ sich eine Cigarre geben. Ein halbes Dutzend seiner Kameraden sammelte sich im Laufe weniger Minuten um ihn. Während er mit ihnen sprach, trat Hugh Simonson in das Zimmer, kam auf ihn zu und sagte mit rauher, zorniger Stimme:

„Du hast mir meine Tänzerin gestohlen, Schurke."

Jack Highflyer nahm seine Cigarre aus dem Munde und blies dem Sprecher eine Tabakswolke in's Gesicht.

„Wirklich?" fragte er hochmüthig.

„Ja."

„Dann bin ich wahrscheinlich ein Dieb!" fügte er mit einem eigenthümlich bedeutsamen Blicke hinzu.

Das Gesicht Hugh Simonson's wurde von Zorn verzerrt.

„Du hältst Dich mit Deiner Bande von Vagabonden und Kehlabschneidern um Dich, für sicher," schrie er; „aber ich werde Dir und ihnen lehren, sich in meine Angelegenheiten zu mischen."

„Tretet zurück, Jungen," sagte Jack Highflyer zu seinen Kameraden, „der Bursche zeigt Neigung zum Kampfe."

Die jungen Leute traten zu beiden Seiten zurück und ließen einen acht bis zehn Fuß breiten Raum vollkommen frei.

„Nun, Simonson," fuhr der Führer der Schaar fort, indem er seine Cigarre wegwarf und eine Boxerstellung annahm; „Du bist ein regelmäßiger Skandalmacher bei Straßenschlägereien und Wahlen und denkst, daß Du wissenschaftlich zu kämpfen verstehst. Ich stehe hier allein da und biete Dir Trotz."

Ein wüthendes Grinsen, in welchem sich Haß und Verachtung mit einander vermischten, spielte auf den Zügen des Verbrechers, als er auf den jungen Mann zu trat. In seiner Wuth drang er auf ihn ein, ohne der Regeln der Vertheidigungskunst zu achten, und führte mit wilder Energie einen Streich nach dem andern. Der junge Mann bewahrte die äußerste Kaltblütigkeit — einen Theil der Streiche vermied er auf geschickte Weise, während er andere parirte, indem er gelegentlich um einen oder ein paar Schritte zurück-

wich. Endlich begann Simonson Spuren von Erschöpfung zu zeigen und Jack Highflyer ging zum Angriff über. Er machte zwei bis drei schnelle Finten, welche die Aufmerksamkeit seines Gegners irre leiteten und traf sodann seine linke Schläfe mit bedeutender Wirkung. Er verfolgte seinen Vortheil durch einen furchtbaren Schlag über das rechte Auge, welcher den Räuber schwankend und strauchelnd zu Boden sendete.

„Ich habe es Alles im Auge," summte Tim Hartmann.

„Jack ist Einer von der Sorte, nicht wahr?" sagte Tom Gaffney, indem er ein Primchen Tabak abbiß.

Das Geräusch des Streites hatte eine Anzahl von Zuschauern aus dem Ballsaale gelockt, unter welchen sich der Kentuckyer mit einem geputzten Mulattenmädchen befand.

Hugh Simonson stand wuthschäumend auf, unterdrückte aber mit einer heftigen Anstrengung die äußeren Zeichen seiner Gefühle.

„Dieser verteufelt schwere Rock hat meine Arme gehemmt," murmelte er vor sich hin, während er mit einer schnellen, ruckenden Bewegung Rock und Weste abstreifte.

„Jim Fogle, wo seid Ihr?" fragte er laut und mit einem Blicke unter die Zuschauer.

„Hier, Hugh," sagte Fogle sich ihm nähernd.

„Haltet meinen Rock und meine Weste auf ein paar Minuten, bis ich dem jungen Burschen hier seinen Flintenstein festgeschlagen haben werde.“

Auf die dringenden Vorstellungen eines Theils seiner Gefährten hatte sich Jack Highflyer seines Rockes entledigt und stand jetzt seinen Gegner erwartend da. Der Räuber kam vorsichtiger auf ihn zu und schien zu wissen, daß er sich in Acht nehmen müsse.

Das Boxen begann von Neuem und dauerte eine Zeitlang, ohne ein entschiedenes Resultat herbeizuführen, fort. Es war ein wirklich interessantes Schauspiel, denn beide Männer waren geübte Boxer und das Vorwiegen der Stärke auf der einen Seite und der Gewandtheit auf der andern, machte den Kampf weniger ungleich, als man nach dem Alter der Kämpfenden hätte denken sollen. Die größere Kaltblütigkeit Jack Highflyer's trug abermals den Sieg davon. Hugh Simonson wurde durch den langen Widerstand des Jünglings hitzig und versuchte ihn durch eine Reihe von heftig geführten Schlägen niederzuwerfen. Hierbei stellte er sich aber seinem scharfblickenden, wachsamen Gegner völlig blos. Sein Vordringen wurde plötzlich durch einen starken Schlag unter den Kinnbacken gehemmt. Diesem folgten schnell hintereinander noch mehrere, die er vergeblich zu pariren suchte und endlich warf ihn ein heftiger Streich zwischen die Augen aus dem Gleichgewichte. Als er fiel, schlug sein Kopf stark gegen die scharfe hervor-

ragende Ecke eines Austerständers. Er blieb bewegungslos und mit stark aus einer Verletzung der Kopfhaut fließendem Blute auf dem Boden liegen.

„Du hast ihn getödtet!“ rief ein langer Mulatte, auf die Stelle, wo Simonson lag, zueilend.

Jack Highflyer näherte sich dem Gestürzten und schüttelte ihn, bis er die Augen wieder öffnete.

„Mit ein wenig Pflege wird er gut genug davon kommen, Charley Swan,“ erwiederte der junge Mann kaltblütig, „aber die Schlägerei scheint mir vorüber zu sein, und nun Jungen, wollen wir etwas trinken.“

„Hol's der Geier,“ sagte der Kentuckyer zu seinem Begleiter, „die Jungen in New-York können es mit Schlangen aufnehmen.“

„Die Mädchen sind auch nicht zu verachten, Fremder,“ antwortete die Mulattin mit einem koketten Blicke.

Jack Hyghflyer's Kameraden drängten sich mit ihren Glückwünschen um ihn. Charley Swan schleppte mit Hilfe eines von seinen Genossen den Verwundeten durch das Zimmer, legte ein Bündel unter seinen Kopf und überließ es ihm, nach Belieben wieder zur Besinnung zu kommen.

Die Zuschauermenge kehrte in den Ballsaal zurück und begann von Neuem zu tanzen.

Während dieser Scene war James Fogle mit Simonsons Rock und Weste über seinem Arme durch

die Menge geschlüpft und durch den Eingang des Erfrischungszimmers in die früher beschriebene breite Vorhalle getreten. Ein in einen weiten Tuchmantel gehüllter Mann war ihm vorausgegangen und erwartete ihn.

„Nun, Fogle?“

„Hier ist sein Rock und seine Weste, Mr. Masters, Sie können die Sachen durchsuchen.“

Der verkleidete Polizeibeamte durchsuchte sorgfältig die Taschen der Kleider des Räubers. In der Brusttasche des Rockes fand er ein großes, ledernes Taschenbuch, welches etwas Geld und eine Anzahl von Papieren enthielt.

Diese Dinge betrachtete er beim Scheine der trüben Lampe im Hausgange. Zuletzt entdeckte er ein zusammengefaltetes dickes, gelbes Papier, welches er öffnete und las.

„Ich hab's,“ murmelte er leise; „ein Pfandleiherbillet — eine goldene Kapseluhr und ein Diamantkreuz. Simonson ist der Mann.“

Der Ball bei Charley Swan dauerte bis zu einer späten Stunde fort; aber wir wollen seinen Details nicht weiter folgen.

Drittes Buch.

Die Verhaftung.

Erstes Kapitel.

Owen Tracy. — Das Tagebuch.

Während der halben Stunde, nachdem sich Alfred Tracy entfernt hatte, saß der ehemalige Kaufmann beinahe bewußtlos, über sein Schreibpult gelehnt, da. Ein verwirrter, furchtsamer Blick im Zimmer umher, war das erste Zeichen seiner wiederkehrenden Geisteskräfte. Selbst dieser Blick schien zu beweisen, daß seine Seele von Besorgniß vor der Gegenwart einer schaudererregenden Erscheinung gequält werde. Er preßte seine offenen Handflächen gewaltsam gegen seine Wangen und seine Stirn, und betrachtete die ihn umgebenden Gegenstände mit forschenden Blicken.

„Gott sei Dank, er ist fort!" rang es sich laut von seinen Lippen.

Der alte Kaufmann erholte sich allmälig wieder und erlangte von Neuem seine gewohnte Fassung. Sein Gesicht trug jedoch immer noch Spuren von der geistigen Folter, welche er erlitten hatte. Die Bewegungen einer einzigen Stunde hatten die Verheerungen des herannahenden Alters sichtlich verstärkt.

Er erhob sich von seinem Stuhle und schritt mit ungleichem Gange durch das Zimmer. Von Zeit zu Zeit wurden seine Gedanken und Gefühle hörbar in abgerissenen Sätzen ausgedrückt.

„Alfred ist ein Schurke, ein ausgemachter Schurke! Sein ausschweifendes Leben, seine abscheuliche Undankbarkeit gegen mich, vereinigen sich, um es zu beweisen. Aber, was bin ich?"

„Durch welchen Zufall hat er mein schlimmes Geheimniß entdeckt — das Geheimniß, welches meinen Charakter verbittert, das Blut in meinen Adern vergiftet und selbst den von mir aufgespeicherten Reichthum mir zum Ekel gemacht hat? — Wollte Gott, daß ich ein armer Mann wäre. Jeder Dollar, den ich besitze, ist besudelt."

„Mein Verbrechen ist bekannt, und noch dazu ihm! Wahrlich, der Fluch der Waise lastet auf mir. Er wird mich in das Grab begleiten, er wird mich in Verdammniß stürzen. Aber ist sie noch am Leben — das Kind und die gesetzliche Erbin meines verstorbenen Kompagnons?"

„Die Zurückerstattung ihres Erbtheils wird eine

Summe von fünfundzwanzigtausend Dollars nöthig machen. Fünfundzwanzigtausend Dollars! — ein gänzlicher Verlust eines so großen Theiles von meinem Privatvermögen. Ich hab's! ich will mich auf Mortimer's Papierspekulation einlassen, und wenn ich Glück habe, so werden wir sehen."

„Ein- — zwei- — drei- — vierhundert Dollars," fuhr Owen Tracy gefaßter fort, indem er sich wieder hinsetzte und die ihm von Francis Mortimer, dem Aktienmäkler, übergebenen Banknoten zählte. „Es war noch eine andere da — ah, ich habe eine schwache Erinnerung, daß Alfred —"

Der Kaufmann sprang mit dem zornigen Rufe auf:

„Was auch die Folgen sein mögen; ich werde mich seinen insolenten Erpressungen nicht unterwerfen."

Der alte Kaufmann blieb einige Minuten in nachdenklicher Haltung stehen, legte sodann die Noten in einen von den Kästen, verschloß das Schreibpult sorgfältig und versteckte den Schlüssel in einer kleinen, halb mit Papieren angefüllten Nische. Er klingelte heftig, und gab dem eintretenden Diener eine Anzahl von unwichtigen Aufträgen in Bezug auf die Haushaltungsangelegenheiten.

Als er durch den Hausgang schritt, stieß er auf Mrs. Tracy.

„Wohin gehst Du wieder?" fragte der Kaufmann rauh.

„Ich habe einige Einkäufe zu machen," antwortete Mrs. Tracy; „und überdies — "

„Das alte Lied!" unterbrach sie Owen Tracy aufbrausend. „Spitzen und Bänder — Bänder und Spitzen."

„Kleide ich mich zu modisch oder zu kostspielig, Mr. Tracy?" fragte die Dame mit ruhigem, sicherem Tone.

„Und wenn ich nun Ja sagte," erwiederte der Kaufmann, indem er die eine Hand auf die Holzschnitzerei am untern Ende des Treppengeländers legte, und sich kurz gegen seine Gattin wendete.

„Dann würde ich mich bemühen, Deinen Wünschen zu entsprechen."

„Würdest Du das wirklich? — und würdest Du mich nicht für einen geizigen, kargen, alten Mann halten."

„Du bist diesen Morgen verstimmt. Ich gehe nicht aus, um Spitzen oder Bänder, oder irgend einen Kleidungsgegenstand zu kaufen, Mr. Tracy."

„Was dann?"

„Einige Spezereiwaaren für die Familie, etwas Briefpapier und vielleicht ein paar Bücher."

„Bücher — Bücher — Bücher!" murmelte Owen Tracy, indem er langsam die Treppe hinaufstieg und sich nach seinem Ankleidezimmer begab.

Nachdem er seinen Morgenrock und seine Hausschuhe mit einem Ueberrock von tabaksbraunem Tuch

und Stiefeln vertauscht hatte, ging der alte Kaufmann auf die Straße hinaus. Die frische Luft, der helle Sonnenschein und die Geschäftigkeit des Broadway übten einen stärkenden Einfluß auf ihn. Als er nach einem scharfen Gange von fünf bis sechs Minuten in Wall-Street einbog, wurde sein Schritt langsamer und er begann endlich mit unentschlossener Miene auf demselben Wege, auf welchem er gekommen war, zurückzukehren. Er befand sich nicht in der Stimmung, um die höflichen Schmeicheleien und goldenen Pläne Francis Mortimer's, des Aktienmäklers anzuhören. Er schlenderte langsam den Broadway hinauf, bis er an den Eingang des Parks gelangte. Hier näherte er sich mit müdem Gesichtsausdrucke einer acht bis zehn Schritte vom untern Parkthore entfernten, hölzernen Bank. Der größte Theil derselben wurde von einem Krüppel mit einem hölzernen Beine, zwei Bummlern in fadenscheiniger Kleidung und einer Amme oder Wärterin mit einem Kinde auf dem Arme, eingenommen.

Owen Tracy setzte sich neben den Krüppel, und stützte sein Kinn nachdenklich auf den Knopf seines Spazierstocks. Der Krüppel hinkte hinweg und ein von einem kleinen Knaben geführter Blinder nahm seine Stelle ein, ruhte aus und entfernte sich wieder. Die Bummler unterhielten sich von Politik und von dem Wetter und von den Angelegenheiten ihrer Bekannten, bis Einer des Andern müde wurde und sie

sich trennten, um sich vielleicht eine Stunde später in einem Kegelschube oder einer Kneipe wiederzutreffen. Ihnen folgten andere Bummler einzeln oder paarweise, hielten sich eine Zeitlang auf und gingen sodann ihres Weges. Als die Schatten der Bäume sich länger über die Kieswege und das grüne, üppige Gras zu strecken begannen, drückte die Wärterin den Säugling an ihre Brust und entfernte sich langsam.

Der Kaufmann blieb jedoch, auf seinen Stock gestützt und mit auf den Boden gehefteten Augen, immer noch sitzen.

Seine Aufmerksamkeit wurde endlich durch das Herannahen eines hochgewachsenen, athletischen Mannes erregt, dessen Gesicht ihm bekannt erschien. Er erhob sich von der hölzernen Bank, trat ihm um ein paar Schritte näher nnd redete ihn mit den Worten an:

„Sind Sie nicht ein Polizeibeamter, Sir?"

„Das bin ich, Mr. Tracy."

„Sie scheinen mich zu kennen. Ich erkenne dagegen zwar Ihr Gesicht, kann Sie aber nicht beim Namen nennen."

„Mein Name ist Masters — Mark Masters," sagte der Polizeibeamte.

„Wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen, Mr. Masters, mich heute Nachmittag um vier Uhr in meiner Wohnung in Chambers-Street zu besuchen? Ich wünsche Sie über etwas zu Rathe zu ziehen."

„Es ist jetzt zwei Uhr," sagte Mark Masters, in-

dem er auf seine Uhr blickte. Hierauf bedachte er sich einen Moment und fügte hinzu: „Vier Uhr, Sir; ich werde kommen."

„Nach meiner Wohnung in Chambers-Street."

Der Polizeibeamte verbeugte sich und schritt weiter.

Owen Tracy begab sich in einer andern Richtung nach Hause.

Genau zu der angesetzten Stunde erschien Mark Masters an der Thür des alten Kaufmanns und wurde in dessen Privatzimmer gewiesen.

„Sie sind pünktlich, Sir," sagte der Kaufmann mit ungewöhnlicher Höflichkeit. „Ich liebe die Pünktlichkeit."

„Ohne dieselbe kann Keiner Erfolg haben. Der Polizeimann entdeckt bald, daß seine weisesten Pläne durch nachlässige Agenten mehr gefährdet werden, als durch schlaue Schelme."

Owen Tracy antwortete für den ersten Augenblick nicht. Er schien in der That nicht wenig verwirrt und verlegen zu sein. Endlich bemerkte er mit langsamem, zauderndem Wesen:

„Vor sechsundzwanzig Jahren starb William Martyn, mein Geschäftstheilhaber, mit Hinterlassung einer Wittwe und Tochter, welche Letztere ein Kind von zarten Jahren war. Zur Zeit seines Todes war Mrs. Martyn in schlechtem Vernehmen mit ihrem Manne und wohnte bei ihren Verwandten in Norwich.

Die Wittwe meines Kompagnons überlebte ihn nicht lange und übergab bei ihrem Tode die Tochter dem Schutze und der Obhut ihres Lieblingsbruders. Es ist mein Wunsch, die Umstände der Geschichte der Tochter zu ermitteln, und besonders zu erfahren, ob sie noch lebt, und wenn sie am Leben ist, wo und in welchen Umständen."

Der Polizeibeamte nahm ein Notizbuch aus der Rocktasche und begann, den Bleistift in der Hand, seine Fragen.

„Der Name Ihres verstorbenen Kompagnons, Mr. Tracy?"

„William Martyn."

„Und der Familienname seiner Frau?"

„Cleveland — Maria Cleveland. Des Namens ihrer Tochter entsinne ich mich nicht."

„Wo hat Mrs. Martyn während ihrer letzten Krankheit gelebt?

„Zu Norwich im Staate Connecticut bei ihrem Bruder Samuel Cleveland."

„Uud war Samuel Cleveland der Vormund der jungen Waise?"

„Ja."

„Ist er noch am Leben?"

„Ich weiß es nicht. Es ist länger als achtzehn Jahre her, seit ich direkte oder indirekte Nachrichten über die Cleveland's erhalten habe."

„Und die Verwandten Martyn's?"

„Er ist im Jahre 1786 aus Schottland eingewandert. Meines Wissens hat kein Mitglied seiner Familie die Vereinigten Staaten besucht.“

„Das wird genügen, Mr. Tracy,“ sagte der Polizeibeamte, indem er sein Notizbuch schloß. „Ich werde morgen einen vertrauten Agenten nach Norwich senden und bezweifle nicht, daß ich in einigen Tagen im Stande sein werde, Ihnen die gewünschte Auskunft zu ertheilen.“

„Nehmen Sie diese Banknote an, um Ihre unmittelbaren Kosten zu bestreiten,“ sagte Owen Tracy, und er reichte dem Polizeibeamten eine Banknote hin. „Wenn die Sache zu Ende gebracht sein wird —“

„Sagen Sie kein Wort weiter, Mr. Tracy,“ antwortete Jener, die Banknote einsteckend. „Wenn die Sache zu Ende geführt ist, so wird es Zeit genug sein, von Vergütung für meine Dienste zu sprechen.“

„Wie Sie wollen, Mr. Masters,“ bemerkte der Kaufmann.

Nachdem sich der Polizeibeamte entfernt hatte, setzte sich Owen Tracy an seinen Schreibtisch und begann einen Brief an seinen juristischen Agenten in Philadelphia. Er kam nur langsam vorwärts, denn er hielt am Schlusse eines jeden Satzes zerstreut inne oder stand wohl auch auf und schritt nachlässig im Zimmer umher.

Es war beinahe Mitternacht und der Brief noch

immer nicht beendigt, als der Kaufmann ein leises Klopfen an der Thür wahrnahm.

„Wer da?“ fragte er laut.

Die Thür öffnete sich und Mrs. Tracy trat ein.

„Ich bin es, Mr. Tracy.“

„Nun, was willst Du?“ fragte der Kaufmann sich hastig auf seinem Stuhle umwendend.

„Du hast heute so wenig gegessen und Dich so sehr auf Dein Zimmer beschränkt, daß ich in Besorgniß um Deine Gesundheit gerathen bin.“

„Wirklich!“ sagte Owen Tracy zornig.

„Bist Du unwohl?“ fragte Mrs. Tracy, indem sie sich ihrem Gatten näherte.

„Gleichviel ob unwohl oder nicht. Was kümmerst Du Dich darum.“

Die Dame schwieg.

„Was kümmerst Du Dich um mich, Madame?“ fuhr Owen Tracy fort; „hast Du für mich auch nur so viel Liebe, wie für Deine Katze oder Deinen Hund?“

„Es ist nutzlos von Liebe zu sprechen,“ antwortete Mrs. Tracy, über deren Züge sich eine schwache Röthe breitete; „aber ich bin bemüht, nach einem höheren Grundsatze zu handeln.“

„Und worin bestände der?“

„Im Pflichtgefühle.“

„Im Pflichtgefühle?“

„Die Pflichten einer Gattin liegen mir ob und

ich muß sie nach meinen besten Kräften erfüllen. Kannst Du mit Wahrheit behaupten, daß ich es daran sehr habe fehlen lassen?"

Diese direkte und nachdrückliche Berufung erregte die Aufmerksamkeit des alten Kaufmanns.

„Habe ich Dich," fuhr Mrs. Tracy fort, „nicht stets mit Güte und Achtung behandelt? Habe ich Dich nicht in Krankheit gepflegt und Dir in allen Dingen gehorcht? Habe ich mich nicht in Deinen Unmuth, Deinen Tadel, ja selbst Deine Härte gefügt? Habe ich nicht die Geschäfte Deiner Haushaltung mit Klugheit und Treue verwaltet? Habe ich nicht meinen Ruf als Gattin und Weib makellos bewahrt?"

„Ja, das hast Du — das hast Du," murmelte der Kaufmann in milderen Tönen.

„Und was hat mich dabei aufrecht erhalten, als das Bewußtsein der Pflicht? Ich habe mich bestrebt, mit Gottes Gnade meine Fehler zu verbessern, meine Prüfungen zu ertragen, meine Klagen zu unterdrücken und vor Allem Böses mit Gutem zu vergelten. Glaube mir, mein Gatte, es ist besser in Demuth zu wandeln und Barmherzigkeit zu zeigen, als sich der Herrschaft des Stolzes und des Geizes und der Rachsucht zu ergeben."

Die Wirkung dieser Worte war eine augenblickliche und überraschende. Der alte Kaufmann bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte.

Mrs. Tracy trat auf ihn zu und legte ihre Hand sanft auf seine Schulter.

Er sprang plötzlich von seinem Stuhle auf, streifte die Thränen von seinem Gesichte und rief zornig:

„Geh, Du heuchelst nur gegen mich — geh, sage ich Dir, geh!“

Mrs. Tracy zog sich mit der Ueberzeugung, daß jeder weitere Versuch, auf ihren Gatten einzuwirken, fruchtlos sein würde, in ihr Zimmer zurück. Nach einigen in einsamem Nachdenken zugebrachten Minuten setzte sie sich mit anscheinender Gefaßtheit nieder, um einen Eintrag in ihr Tagebuch zu machen.

Das Tagebuch der Mrs. Tracy war ein dicker, nett in dunkeln Purpurmarroquin gebundener Quartband.

Während sie die Blätter umwendete, hielt sie von Zeit zu Zeit inne, um die Aufzeichnungen über ihr früheres Leben zu lesen. Einige hauptsächlich aus den ersten Blättern desselben gewählte Stellen werden hinreichen, um das Geheimniß ihrer Lage zu erklären.

Juli 1822.

Heute Abend wurde ich bei Mrs. Bassett einem Mr. Neville, einem feingebildeten Gentleman, vorgestellt. Ich unterhielt mich mit ihm über Bücher, Musik und Malerei, oder ich hörte ihm vielmehr zu, während er sich auf das Glänzendste und Lebhafteste

über das Schaffen des menschlichen Geistes in den Reichen der Kunst verbreitete. Der Abend ging sehr angenehm vorüber.

Wo habe ich nur Mr. Neville früher getroffen? Bei weiterer Ueberlegung denke ich, daß es in den Sälen der Zeichnenakademie gewesen sein muß.

August 1822.

Mr. Neville hat uns heute früh besucht. Er war höflich und machte sogar Komplimente. Er muß mich für kindisch gehalten haben, denn ich erröthete über seine Komplimente tief und war zu verwirrt, um ihm verständlich zu antworten. Und doch habe ich von Anderen Komplimente erhalten, ohne eine thörichte Verlegenheit blicken zu lassen. Ich muß mich bemühen, mein Blut zu beherrschen.

November 1822.

Verstehe ich die Natur meiner Gefühle? Henry Neville flößt mir tiefes Interesse ein. Seine feinen Sitten, die Eleganz seiner Persönlichkeit und der intellektuelle Ausdruck seiner Gefühle vereinigen sich, um die Wirkungen unsers socialen Verkehrs zu erhöhen. Die geringfügigsten mit ihm in Verbindung stehenden Umstände sind mir interessant. Ich höre ihm mit unaussprechlichem Entzücken zu, wenn er zugegen ist, und in seiner Abwesenheit verläßt mich der Gedanke an ihn keinen Augenblick. Was mag es bedeuten? Wäre es möglich, daß ich ihn liebte? —

O nein, nein, er hat nie ein Wort von Liebe zu mir gesprochen — nie. Weshalb sollte ich ihn lieben?

Januar 1823.

Er ist ein Student. Meine liebe Mutter hat mir Vorstellungen wegen seiner Aufmerksamkeiten gegen mich gemacht. Sie beruft sich besonders auf seine beschränkten Vermögensumstände und seine offenbare Achtlosigkeit für die Wichtigkeit einer weltlichen Stellung. Sie beklagt immer noch den Glanz früherer Zeiten, wo mein Vater der bedeutendste Mann unter den Kaufmannsfürsten in Boston war. Ihr Ehrgeiz ist jetzt auf mich concentrirt und doch denke ich nicht, daß sie mich auffordern würde, meine Neigungen dem Wunsche nach Reichthum oder dem Stolze auf weltliche Auszeichnung aufzuopfern.

Februar 1823.

Heute Abend hat Henry mir offen und ehrlich seine glühende Liebe zu mir eingestanden. Seine Worte waren einschmeichelnd, sein Wesen ein eigenthümliches Gemisch von Sanftmuth und Würde. Das Herz klopfte mir seltsam, aber sein Klopfen war, wenn auch beklemmend, doch freudig. Das Uebermaß des Gefühls überwältigte mich. Ich wußte kaum, welche Antwort ich auf seine Betheuerung ertheilte; aber ich fürchte, daß ihm die Aufregung, welche ich blicken ließ, als eine Aufmunterung erschienen ist. Warum sollte ich jedoch Befürchtungen hegen, wenn er mir

versichert, daß er mich liebt, und wenn ich mir meiner warmen Zuneigung gegen ihn bewußt bin? Er ist so edel, so großmüthig, so gütig; wie kann ich mich enthalten, ihn zu lieben?

April 1823.

Wir sprechen zusammen, wir lesen zusammen, wir vertrauen einander die verborgenen Gedanken an, die noch nie vor menschlichen Ohren ausgesprochen worden sind. Wird der glänzende Traum meiner Jugend in Trübsinn und Dunkelheit verschwinden? Ich weiß es nicht. Meine Mutter schüttelt zuweilen den Kopf, obgleich sie keinen offenen Widerspruch gegen meine Neigung zu Mr. Neville erhebt, und sie fragt mich, ob er mir die Geschichte seines früheren Lebens, oder die Lage seiner weltlichen Aussichten eröffnet habe. Ueber diese Gegenstände ist er stumm. Ich hege keine Zweifel, kein Mißtrauen; aber ich wollte die Bedenklichkeiten meiner Mutter wären beseitigt.

Juni 1823.

Ich weiß nicht wie es kommt, aber ich fühle eine schlimme Ahnung, wenn ich mich in Owen Tracy's Gesellschaft befinde. Er ist ein Bekannter meiner Mutter; aber ich habe ihn vergangene Woche zum ersten Male gesehen. So seltsam und lächerlich es auch ist, scheint er doch geneigt, mir auf seine gerade Weise die größten Aufmerksamkeiten zu Theil werden zu lassen. Wenn nicht die Ahnung wäre, auf welche

ich mich bezogen habe, so würde ich herzlich über die Ungereimtheit der Idee lachen, und doch muß ich Henry von der Eroberung sagen, die ich an einem Manne, der alt genug wäre, um mein Vater sein zu können, gemacht habe. Wie thöricht ich schreibe! Wahrhaftig, ich sitze an meinem Schreibtische, um mir die halbe Stunde zwischen dem Thee und dem Besuche Desjenigen zu vertreiben, der mir theurer ist als mein Leben. Warum sollte ich suchen ein Gefühl zu verbergen, welches der Stolz meiner Seele und die Freude meines Herzens ist? Ich habe Monate lang in der Atmosphäre der Liebe gelebt, um die Trefflichkeit des Charakters, die Hochherzigkeit, die Zärtlichkeit Henry Neville's als werthvoller wie alle Schätze der Erde zu erkennen.

Juni 1823.

Meine schlimme Ahnung war nur zu begründet.

Heute früh rief mich meine Mutter in ihr Zimmer und sagte mir, daß sie mir eine Mittheilung zu machen habe.

Ich hörte sie demnach aufmerksam an und nach einigen vorläufigen Bemerkungen, deren Sinn ich nicht recht begreifen konnte, theilte sie mir mit, daß Mr. Owen Tracy an meiner Person und meinen Sitten Gefallen gefunden und sie autorisirt habe, mir von seiner Seite einen Heirathsantrag zu stellen.

Ich lachte herzlich, aber allmälig begann mich ein Gefühl des Schreckens zu ergreifen, als ich den

ernsten Ausdruck des Gesichts meiner Mutter wahrnahm.

Sei vernünftig, Mary, sagte sie, Mr. Tracy ist ein sehr respektabler Kaufmann — ein Mann von Vermögen.

Aber, liebe Mutter, rief ich mit unverholenem Erstaunen; dringst Du vielleicht in mich, diesen Antrag anzunehmen?

Allerdings! sagte meine Mutter mit Entschiedenheit.

Und Mr. Neville?

Eine romantische Geschichte, die schon längst hätte abgebrochen werden sollen.

Ich liebe ihn jedoch, theure Mutter.

Sage nicht zu viel, Mary, antwortete meine Mutter. Ich habe Mr. Tracy Deine Hand versprochen.

Der Schrecken machte mich stumm.

Ja, fuhr meine Mutter mit Energie fort, ich habe für Dich gehandelt, ich fühle für Deine Verzweiflung und Pein, aber ich fordere Dich auf, Dich für mich zu opfern, für die Mutter, die Dich in ihrem Schoße getragen und Dich an ihrer Brust gesäugt, und bis jetzt zärtlich über Dir gewacht hat.

Ihre Stimme sank beinahe bis zu einem Flüstern herab als sie fortfuhr:

Mr. Owen Tracy besitzt ein Geheimniß, welches er zu veröffentlichen droht, wenn Du nicht seine

Gattin werden solltest, ein Geheimniß, das mich zur Verachtung und zum Hohne der Welt verdammen würde. Mein Leben liegt in Deinen Händen. Wenn Du nicht das feierliche Versprechen, welches ich für Dich ertheilt habe, bestätigst, so werde ich in Deiner Gegenwart sterben.

Ich wurde ohnmächtig.

Als ich wieder zum Bewußtsein gelangte, stand meine Mutter mit einem Glase in der Hand vor mir.

Es ist Gift, murmelte sie. Soll ich es trinken, Mary?

Ich schüttelte schwach den Kopf.

Du willst Mr. Tracy heirathen?

Ja, Mutter, thue mit mir was Du willst.

Sie sank mit einem Ausdrucke unaussprechlichen Schmerzes an meine Brust.

Ich weinte bitterlich, aber mein Schicksal war besiegelt und es wurde nothwendig, daß ich handelte.

Mr. Tracy erschien bald darauf. Er blieb einige Minuten lang mit meiner Mutter eingeschlossen, ehe er mir vorgestellt wurde. Ich beschloß, mich an seine Großmuth und selbst an seinen Stolz zu berufen, selbst während ich in die Gebote meiner Mutter willigte. Ich sagte ihm, daß ich weder Achtung noch Zuneigung gegen ihn besitze, ich flehte ihn an, mich des Versprechens, welches mir abgepreßt worden war, zu entbinden.

Er weigerte sich dessen tölpisch und entschieden; aber ohne einen Ausdruck vor Zorn oder Bitterkeit.

Jetzt fiel mir eine furchtbare Aufgabe zu — die, an Henry Neville zu schreiben. Ich konnte ihn nicht sehen — ich wagte es nicht.

Er wird mich verachten und hassen, aber ich kann selbst ihm nicht die Beweggründe meines Benehmens enthüllen.

Ich wage es nicht, anders zu handeln.

Ich habe versprochen, die Gattin eines Andern zu werden und ich muß die Reinheit und Ehre meines Geschlechts vertreten.

Mit der Ruhe der Verzweiflung schreibe ich diese Details der Umstände nieder, welche meine Hoffnungen auf irdisches Glück vernichtet haben. Wenn ich todt bin, wird dieser Band in die Hände Henry Neville's kommen und ihn überzeugen, daß ich eher sein Mitleid als seinen Tadel verdient habe.

Uebermorgen!

Juni 1823.

Meine Mutter ist in meinen Armen gestorben.

* *
*

In ihren letzten Augenblicken bekannte sie mir, daß sie mich getäuscht habe, als sie sagte, daß Owen Tracy ein auf sie bezügliches Geheimniß besitze, oder sie auf irgend eine Weise bloszustellen gedroht habe.

Sie gestand, daß ihre Absicht bei dieser Täuschung die gewesen sei, das Verhältniß, welches zwischen Henry

Neville und mir obwaltete, abzubrechen und mich zu bewegen, einen Mann, der im Rufe des Reichthums steht, zu heirathen.

* * *

Ich verzieh ihr, denn sie war meine Mutter und dem Tode nahe.

Ich bin, da mein Schicksal doch unwiderruflich ist, nur darüber froh, daß die Last eines abscheulichen Unrechts nicht auf den Schultern meines Gatten liegt. Ich bin nicht durch physische Gewalt, sondern durch die Macht moralischer Rücksichten zu dieser Heirath getrieben worden. Ich weiß, daß ich leiden muß, aber ich will keine schwachen, feigen Klagen führen. Ich muß meine Gefühle zur Erfüllung meiner Pflichten schulen.

Wir übergehen die Berichte der Gefühle und Gedanken, der Erfahrungen und Studien der Mrs. Tracy, während einer Periode von fünf Jahren.

Juni 1828.

Gestern Abend traf ich in Mrs. Willoughby's Gesellschaft mit Wilfred Montressor zusammen.

Ich war überrascht und beinahe aller Fassung beraubt, denn ich bemerkte auf den ersten Blick, daß Montressor, der Reisende, ein Mann, der im Rufe der Gelehrsamkeit und des Genies steht, und Henry Neville, der Student, eine und dieselbe Person waren.

Ich sammelte mich so schnell wie möglich wieder und nahm an dem darauf folgenden Gespräche Theil, erinnere mich aber kaum eines Wortes von dem, was gesprochen wurde. Es kam jedoch genug zum Vorscheine, um mich zu überzeugen, daß er mich mit Gleichgiltigkeit, wo nicht mit Verachtung betrachtet.

Es hat mich in früheren Jahren unterhalten, die Bemerkungen der Mrs. Willoughby über ihren abwesenden Liebling Wilfred Montressor zu hören. Ich begreife jetzt klar genug die Beweggründe, welche ihn veranlaßt haben, sich mir lieber als ein armer Student, wie als einen Gentleman von Erziehung, Familie und Vermögen zu nähern.

Die Täuschung — so geringfügig sie auch war — aber ich darf nicht vergessen, daß ich die Gattin Owen Tracy's bin.

Ist es zu verwundern, daß das Gesicht der Mrs. Tracy trübe, oder daß ihre Wangen von Thränen feucht waren, als sie den Band schloß?

Zweites Kapitel

Die Zusammenkunft.

Der Zeiger an der St. Paulskirche verkündete ein Viertel nach Elf, als Owen Tracy seiner, am Tage vorher gefaßten Absicht gemäß, um die Ecke von Ann-Street und dem Broadway bog. Der Kaufmann hatte eine schlaflose Nacht gehabt und seine Züge waren, besonders um die Augen und um die Schläfe eingefallen und zusammengezogen wie vom Schmerz. Sein Schritt war jedoch fest und kräftig, und seine ganze Miene die eines Mannes von Entschlossenheit und Unbeugsamkeit.

Sein erster Besuch wurde in dem Comtoir Francis Mortimer's in Wall-Street abgestattet. Der Aktienmäkler war allein. Er saß an einem runden Tische, welcher mit Büchern und Papieren buchstäblich überdeckt war, und beschäftigte sich eifrig mit dem Ordnen einer verwickelten Papierberechnung. Beim

Eintreten seines Besuchers schob er jedoch seine Berechnungen bei Seite und stand auf, um ihm mit seiner gewohnten Freundlichkeit entgegenzutreten.

Owen Tracy kam sofort auf den Gegenstand seiner beabsichtigten Spekulation in den Aktien der östlichen Transportgesellschaft. Die Lage der Aktien und die einzelnen Umstände des Planes, welchen er entworfen hatte, um den Preis derselben auf dem Markte zu beherrschen, wurden von Francis Mortimer ausführlich auseinander gesetzt. Er unterstützte seine Angaben durch schriftliche Dokumente, in deren Besitz er sich befand, und die Gründe, womit er die Ausführbarkeit des Planes darzulegen suchte, waren scharfsinnig gewählt und plausibel. Der Kaufmann verstand sich endlich dazu, sich auf die Spekulation einzulassen und auf seine persönliche Bürgschaft eine bedeutende Quantität baaren Geldes aufzunehmen. Hierauf folgte eine lange Konsultation, in welcher das von Jedem der Verbündeten einzuschlagende Verfahren bestimmt festgestellt wurde.

Die Beiden verständigten sich darüber, unverzüglich durch Mr. Tracy Unterhandlungen über den Ankauf der nicht in festen Händen befindlichen Aktien der östlichen Transportgesellschaft zu beginnen.

Die Namen der Inhaber und die Anzahl von Aktien, welche ein Jeder derselben besaß, waren mit ziemlicher Genauigkeit ermittelt worden und standen

auf einem geschriebenen Zettel, den der Mäkler seinem Genossen übergab.

„Sie bemerken," sagte Mortimer mit einer leichen Handbewegung, „daß wir auf das Handeln vorbereitet sind. Ich habe mich zuversichtlich auf Ihre Einwilligung und Mitwirkung verlassen, mein lieber Sir."

„Sie sind scharfsinnig, Mr. Mortimer," sagte der Kaufmann mit einem halben Kichern; „Sie wissen Ihre Pläne klug zu entwerfen."

„Ich brauche Sie nicht daran zu erinnern," bemerkte der Mäkler, „daß Sie in dieser Sache sehr vorsichtig zu Werke gehen müssen. Sie tragen einen alten Kopf auf Ihren Schultern, Mr. Tracy."

Der Kaufmann verbeugte sich.

„Wir dürfen das Spiel nicht zu offen treiben, mein lieber Sir, — Vorsicht! — Vorsicht! — Die Leute in Wall-Street haben scharfe Augen."

„Ich werde Ihren Weisungen unbedingt folgen."

„Ja, ja," sagte der Mäkler mit einem Kopfnicken und einem muntern Lächeln; „ich verstehe sie; es gilt zu miniren und zu contreminiren, als ob man feindliche Armeen bei einer Belagerung gegen sich hätte, wenn man sich vor Ueberfällen bewahren will."

„Aber Sie denken, daß keine wirkliche Gefahr obwaltet?"

„Gefahr, mein lieber Sir!" sagte Mortimer, seinen Gefährten unterbrechend; „lesen Sie diese

Stelle des Geldartikels in einer von den Morgenzeitschriften.“

Owen Tracy las die Stelle, auf welche ihn der Mäkler hinwies, mit tiefem Interesse.

„Die Aktien der östlichen Transportgesellschaft sinken täglich. Dies ist eine von den Gesellschaften, welche die gesetzgebende Versammlung eines benachbarten Staates während der Dampfbootwuth, welche vor einigen Jahren herrschte, sanktionirt hat. Die Konkurrenz auf der östlichen Straße ist so groß, daß es höchst zweifelhaft erscheint, ob die Transportgesellschaft, selbst unter den günstigsten Auspicien, im Stande sein dürfte, ihre gewöhnlichen Ausgaben zu bestreiten. Die Verwaltung der gegenwärtigen Direktoren ist jedoch von der Art gewesen, daß sie intelligente Kapitalisten überzeugen muß, daß sich das Geschäft bald der Periode eines gänzlichen Bankerotts nähert. Ein bedeutender Theil des während der vergangenen Saison eingenommenen Geldes ist durch die Unvorsichtigkeit verloren gegangen, womit das Direktorium, ohne angemessene Sicherheit, eine zeitweilige Geldanlage gemacht hat. Wir sehen, daß man Versuche unternimmt, die Aktien zu den gegenwärtigen Preisen auf den Markt zu bringen. Wenn es nur ein Kampf zwischen den Spekulanten von Wall-Street ist, so fühlen wir keine Sympathie für die Betheiligten, aber wir wollen hoffen, daß kein ehrlicher Käufer

sein Geld in dem Papiere dieser schwankenden Gesellschaft wagen wird."

„Es ist jetzt zwei Jahre her, seit die östliche Transportgesellschaft ihren Aktionären eine Dividende gezahlt hat, und man kann mit Sicherheit prophezeihen, daß in den nächsten fünf Jahren von dem Verdienste der Gesellschaft kein einziges Prozent gezahlt werden wird."

Der Kaufmann blickte den Mäkler ängstlich an, nachdem er den Artikel durchgelesen hatte.

„Sind diese Angaben richtig?"

„Sie müssen es wohl sein," bemerkte der Aktienmäkler mit einem leisen, silberhellen Lachen, „ich habe sie selbst geschrieben."

„Sie, Mr. Mortimer."

„Allerdings, mein lieber Sir, und ich will Ihnen sagen, welche Absicht ich dabei hatte. Es muß unser Zweck sein, den Preis der Aktien so tief wie möglich hinabzudrücken. Wir sind Käufer Mr. Tracy."

„Ich verstehe."

„Ihre Bewegungen werden bald einigen von unsern scharfen Spürnasen bekannt sein. Ich betrachte diese Artikel als etwas sehr Gutes Mr. Tracy. Wenn man einem Hunde einen schlechten Namen giebt — Sie werden sich des Sprichworts erinnern, mein lieber Sir, — und eben so ist es auch mit Papieren. Die Händler lassen sich nicht gern auf solche ein, die öffentlich in den Zeitungen angegriffen werden. Nur

wenige Leute, selbst unter den Aktienbesitzern, sind mit den Geschäften der öffentlichen oder Privatkorporationen, deren Papiere sie kaufen, oder verkaufen, vertraut, und oftmals werden durch Straßengerüchte und Zeitungsartikel Schwankungen auf dem Markte verursacht."

„Sie meinen, daß solche Gerüchte und Artikel Vorkehrungen von Seiten der Operatoren und der dabei Betheiligten seien, um auf die Preise ihrer Papiere einzuwirken," sagte Owen Tracy mit einem fragenden Blicke.

„Gewiß, mein lieber Sir, beinahe ausschließlich. Zum Erfolg einer Spekulation ist oftmals die größte Geschicklichkeit in der Leitung dieser Quellen der öffentlichen Meinung nöthig. Wir Beide kommen z. B. als **bona fide**-Käufer der Aktien der östlichen Transportgesellschaft auf den Markt. Es ist die natürliche Folge unserer Operationen, daß der Preis der Aktien steigt. Dies ist die natürliche Folge, Mr. Tracy, und wir sind genöthigt, ihr entgegen zu arbeiten. Je niedriger die Aktien stehen, desto besser ist es für uns. Sehen Sie das nicht ein?"

„So lange wir Käufer sind, Mr. Mortimer," sagte der alte Kaufmann. „Aber wir operiren auf Zeit."

„Ganz richtig," sagte der Papiermäkler mit sanftem Tone, indem er leise mit seinen Fingerspitzen auf die zusammengelegte Zeitung schlug. „Ich werde die-

sem Artikel andere von gleichem Charakter folgen lassen, bis unsere Pläne völlig zur Reife gelangt sind, und dann werden wir schon das Blättchen gegen unsere guten Freunde und Nachbarn zu wenden wissen."

„Ist keine Gefahr vorhanden, daß wir ernstlich auf den Bestand der Gesellschaft einwirken, Mr. Mortimer?"

„Unser Plan muß der sein, sämmtliche auf dem Markte befindlichen Aktien in unsere Hände zu bekommen, und es ist für uns ziemlich gleichgiltig, welchen Bestand die Gesellschaft hat, wenn nur jetzt die Preise nicht steigen. Alles hat seine Zeit, mein lieber Mr. Tracy. In vierzehn Tagen oder drei Wochen wird es vielleicht unser Interesse sein, dem Publikum zu versichern, daß die östliche Transportgesellschaft unter der Leitung eines klugen und umsichtigen Direktoriats stehe und sich bereits wieder von ihren Verlegenheiten erhole."

„Aber auf welche Weise," sagte Mr. Tracy, „werden die Spalten einflußreicher Journale solchen Plänen dienstbar gemacht?"

„Ein jeder Stand hat seine Geheimnisse, Mr. Tracy," antwortete der Mäkler mit einem wohlwollenden Lächeln, „und dem unsern fehlt es nicht an seinen Mysterien!"

„Geld! Geld!" bemerkte der Kaufmann mit rauhem Tone.

„Ja! Geld ist der Haupthebel, Mr. Tracy; aber

es bedarf einer geschickten Behandlung, um mit einem Hebel eine Steinmauer oder einen sprudelnden Springbrunnen erfolgreich zu bewegen. Die rohe, offene Bestechung wird nur noch von Freudenmädchen und Polizeidienern geduldet.“

„Das Resultat ist das gleiche.“

„Wir erreichen unsre Zwecke durch Geschicklichkeit und gemeinsames Handeln,“ sagte Mortimer ernst. „Der Erfolg verschönert die glänzendste Kombination und verleiht dem verzweifeltsten Wagnisse eine Glorie.“

Der alte Kaufmann legte den Zettel in seine Brieftasche und verließ den Mäkler, um seine Berechnungen fortzusetzen. Die übrigen Stunden des Tages wurden den Geschäften geweiht.

Es war beinahe Nacht, als Owen Tracy in seine Wohnung zurückkehrte. Er war müde und erschöpft. Nachdem er sich mit zwei bis drei Tassen schwarzen Thee's erquickt hatte, zog er sich in sein Wohnzimmer zurück. Der Abend verging in der Betrachtung des Inhalts eines alten Koffers, welchen er aus einem Behälter unter seinem Schreibpulte hervorzog. Hier befanden sich eine Menge von Brief- und Papierpaketen, welche mit rother Schnur zusammengebunden und auf dem äußern Umschlage mit einem allgemeinen Verzeichnisse ihres Inhalts versehen waren. Der Kaufmann besichtigte die Packete sorgfältig, sortirte sie und legte sie wieder in den Koffer. Von Zeit zu Zeit trennte er von dem Päckchen, welches er eben besich-

tigte, einen zusammengefalteten Brief oder ein anderes Dokument und legte das Papier in sein Pult.

Als es an einer broncenen Standuhr auf dem Kaminsims Zehn schlug, schloß Owen Tracy den Deckel des alten Lederkoffers und stellte die Untersuchungen seines Inhalts ein. Er verließ sein Schreibpult und warf sich, von Müdigkeit überwältigt, in einen großen Lehnstuhl. Hier saß er in dumpfe Träume versenkt, den rechten Arm auf die Rücklehne des Stuhles gestützt, und die Wange auf seiner offenen Handfläche ruhen lassend, da.

Die Uhr schlug Elf — Zwölf — Eins — Zwei.

Ein Viertel nach zwei Uhr hörte man deutlich das Umdrehen eines Schlüssels und sogleich darauf das Oeffnen der äußern Thür und den Schall von Schritten im Hausgange.

Der Kaufmann erhob sich schnell, nahm die Lampe von seinem Schreibpult und öffnete die Thür seines Zimmers. Die Strahlen des Lichts fielen hell auf das erhitzte Gesicht des jüngern Tracy.

„Komm herein, Alfred," sagte Owen Tracy; „ich habe auf Dich gewartet."

Der junge Mann zögerte einen Augenblick und trat sodann mit verwunderter und überraschter Miene in das Zimmer.

„Du hältst späte Stunden," sagte Alfred Tracy fragend.

Der ältere Bruder runzelte die Stirn.

„Den Teufel, Owen, werde nicht noch zu einer solchen späten Stunde zornig.“

Der jüngere Tracy griff in seine Westentasche und zog ein kleines Päckchen von Banknoten heraus, unter welchen er eine auswählte und dem Kaufmanne hinstreckte.

„Hier ist Deine Hundert-Dollar-Note. Ich habe ein Nest-Ei daraus gemacht und ein hübsches, kleines Volk von Hühnchen ausgebrütet. Es war, wie ich zugestehen muß, eine Zwangsanleihe, aber ein ziemlich guter Spaß.“

„Und Deine Sprache gegen mich — war das auch ein Spaß?“ fragte Owen Tracy kalt.

„Ha, damit habe ich Dich betroffen gemacht. Du hast Dir nicht vorgestellt, daß ich mit der kleinen Sünde bekannt sei, welche Du begangen hattest.“

„Schurke!“ rief der ältere Bruder, dessen erheuchelte Ruhe und Selbstbeherrschung vor dem boshaften Sarkasmus des Jüngern verschwanden.

„Dein Wörterbuch hat einen zu großen Ueberfluß an rohen, gemeinen Beiworten, mein lieber Bruder.“

„Alfred! höre mich an,“ sagte Owen Tracy mit furchtbarem Gesichtsausdrucke. „Ich habe diese Nacht auf Dich gewartet, weil ich nicht eher einschlafen konnte und wollte, als bis ich Dir meinen ernsten Entschluß mitgetheilt hatte. Dein Benehmen gegen mich hat Dich der verächtlichsten Niedrigkeit, der

schmachvollsten Undankbarkeit überwiesen. Kein Mensch, dessen Seele nicht in die tiefsten Tiefen der Verdammniß versunken war, hätte eine solche Bosheit beweisen können. Ich betrachte Dich mit Abscheu."

„Das ist ja gerade als ob der Teufel die Sünde tadle," antwortete Alfred Tracy mit erheuchelter Leichtfertigkeit; aber er wurde offenbar von der strengen, schneidenden Sprache seines Bruders unangenehm berührt.

„Mir ist es gleichgiltig, was Du denkst, was Du vermuthest, was Du weißt," sagte der ältere Tracy mit fest auf ihn geheftetem Blicke. „Du bist insolent und undankbar gewesen — und zwar in einem unverschämten Grade. Ich habe Dich Monate lang genährt und gekleidet und mit den Mitteln, Deinen entarteten Neigungen nachzuhängen, versehen. Ich werde es nicht länger thun. Du mußt mein Haus verlassen."

„Ich muß? — Weißt Du, wem Du drohst?"

„Alfred, reize mich nicht!" sagte der alte Kaufmann, vor Bewegung bebend. „Ich bin des Blutes, welches in Deinen Adern fließt, nicht uneingedenk, und ich versichere Dir, daß ich Dein weltliches Verderben nicht wünsche. Ich habe erst heute noch ein Arrangement mit den Herren Barstow und Rodman getroffen, nach welchem Du unter meiner Garantie die Stelle als Supercargo eines nach Kanton segelnden Schiffes erhalten kannst. Das Fahrzeug wird in zehn Tagen

absegeln. Wenn Du diese Stelle annehmen willst, so kannst Du bis zur Abfahrt des Schiffes hier bleiben, und ich werde Dich mit einer anständigen Ausrüstung versorgen."

„Du möchtest mich los werden, — mich aus der Stadt schaffen," sagte der junge Mann argwöhnisch.

„Allerdings."

Auf Alfred Tracy's Gesicht zeigte sich ein boshaft triumphirendes Lächeln.

„Aber nicht aus Furcht, Alfred — aus Ekel und Abscheu."

„Und wie, wenn ich mich weigern sollte zu gehen, da ich meinen Vortheil über Dich in Bezug auf das Testament kenne; da ich ferner weiß —"

Owen näherte sich dem jungen Manne und sagte mit einem leisen, zischenden Flüstern.

„Wenn Du Dich weigerst zu gehen, so werde ich meiner Dienerschaft klingeln und ihr befehlen, Dich jetzt — noch diese Nacht — aus dem Hause zu werfen."

„Du wagst es nicht," antwortete Alfred Tracy mit verächtlich herausforderndem Blicke.

Der Kaufmann legte seine Hand an den Klingelgriff.

„Nun, nun, Owen," sagte der junge Mann lachend; „ich sehe, daß Du Alles wagst, wenn Du gereizt bist. Klingle nicht, mein lieber Bruder, ich

nehme Dein freigebiges Anerbieten an. Du spielst mir, ohne es zu wissen, in die Hände, denn ich habe ganz besondere Gründe, welche mir gegenwärtig die Aussicht auf eine Seereise keineswegs unangenehm machen."

„Ich werde, trotz Deines schmählichen, herzlosen Benehmens, mein Versprechen halten."

„Um Gottes willen, nur keine Predigt. Wir verstehen einander endlich: Du wolltest mich tyrannisiren wie Andere, Du hast bittere und beleidigende Reden gegen mich geführt, Du hast mir rauh, hart, mit schmähenden Worten ein geringfügiges Gelddarlehen verweigert. Ich habe Dir Widerstand geleistet und Gegenrede geführt. Der Würfel ist zwischen uns gefallen, Owen, wir sind Feinde."

„Feinde, Alfred? — wahr, sehr wahr."

„Ich will aber doch diese Banknote behalten," sagte der jüngere Tracy, indem er das Papier wieder in seine Westentasche steckte und dem Kaufmann spähend ins Gesicht blickte. „Sie ist ein Theil der Summe, welche ich, als Preis meines Schweigens, von Dir erwarte."

Owen Tracy trat ihm mit geballten Fäusten und zornknirschenden Zähnen um ein paar Schritte entgegen. Er hielt sich jedoch mit einer heftigen Anstrengung noch zurück und sagte leise:

„Verlaß mich!"

„Ich habe diese Zusammenkunft nicht gesucht und hege keinen Wunsch, sie zu verlängern. Gute Nacht und angenehme Träume.“

Als der junge Mann die Treppe zu seinem Schlafzimmer hinaufstieg, wiederholte er mehrmals vor sich hin:

„Ich werde es ihm noch vergelten.“

Drittes Kapitel.

Die Bibliothek. — Die entlarvten Spieler.

Als Alfred Tracy am folgenden Morgen in das Frühstückszimmer trat, fand er dort nur eine Dienerin.

„Komme ich nicht sehr spät, Margy," bemerkte er.

„Das Frühstück wartet auf Sie, Mr. Alfred," antwortete Margarethe, ein kräftiges, gesundes Landmädchen, welches als Köchin in der Familie verwendet wurde. „Mr. und Mrs. Tracy haben den Tisch vor einer halben Stunde verlassen, aber ich habe für Sie eine Tasse heißen Kaffee und ein hübsches Stückchen Röstbrot aufgehoben."

„Ich danke Ihnen, Margy."

Der junge Mann setzte sich an den Frühstückstisch. Er aß ein paar Eier und ein Stück Röstbrot und schlürfte gemächlich seinen Kaffee. Er war still

und nachdenklich. Der Ausdruck seines Gesichts verkündete geistige Unbehaglichkeit.

Trotz des düstern Aussehens des Wetters, zeigte seine Toilette die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit.

Alfred Tracy begab sich aus dem Frühstückssalon nach der Thür eines Zimmers im zweiten Stocke. Er klopfte leise und wurde augenblicklich hereingerufen.

Mrs. Tracy saß an einem kleinen Tische, der mit Büchern uud Kupferstichmappen bedeckt war. Das nicht große Zimmer hatte an zwei Seiten Bücherregale mit einer ausgewählten Sammlung von den besten Werken in den neueren Sprachen und enthielt außerdem einen Teppich, einen Tisch, mehrere Stühle und eine Anzahl von elegant eingerahmten, ausgesuchten Kupferstichen.

„Guten Morgen Mrs. Tracy," sagte der junge Mann. „Dieser feuchte, regnerische Tag muß mich wegen meines Spätaufstehens und meines Eindringens bei Ihnen entschuldigen."

„Sie sind in meinem Studierzimmer willkommen, Alfred," antwortete Mrs. Tracy mit heiterer Miene. „Was Ihr Spätaufstehen betrifft, so haben Sie dazu vielleicht noch eine bessere Entschuldigung als das Wetter."

„Hat Sie meine späte Heimkehr vergangene Nacht gestört?" fragte Alfred Tracy.

„Ich habe zu einer späten Nachtstunde laute

Stimmen in Mr. Tracy's Zimmer vernommen," bemerkte die Dame ernst. „Hat ein Wortwechsel zwischen Ihrem Bruder und Ihnen stattgefunden?"

„Es sind allerdings einige scharfe Worte gefallen."

„Leben Sie nicht in Uneinigkeit mit Ihrem Bruder, Alfred. Er ist von aufbrausendem, heftigem Charakter, aber Sie sind der jüngere und sollten nicht mit Bitterkeit antworten. Ich habe ein tiefes Interesse dabei, wenn ich frage, ob der Wortwechsel um meinetwillen stattgefunden hat."

Der junge Mann zauderte mit seiner Antwort.

„Es ist, wie ich gefürchtet habe," fuhr Mrs. Tracy mit zunehmendem Ernste fort. „Die Vergangenheit kann nicht zurückgerufen werden, wie groß mein Schmerz und Unmuth darüber auch sein mag. Wenn Sie aber wirklich auf meine Freundschaft Werth legen, so werden Sie sich von jetzt an der Unzartheit einer Einmischung zwischen mir und meinem Gatten enthalten. Ich handle in allen meinen Beziehungen zu Andern nach festen Grundsätzen, auf die ich dem irregeleiteten Eifer und der Güte dritter Personen keinen Einfluß gestatten kann. Entschuldigen Sie mich, wegen der nothwendigen Freiheit, Alfred."

„Sie brauchen keine Wiederholung meines Streites mit Owen zu befürchten," sagte der jüngere Tracy bescheiden, „besonders da ich im Begriff stehe, eine gefahrvolle Seereise zu unternehmen."

„Eine Seereise, Alfred?“

„Ja,“ antwortete der junge Mann, „ich bin es müde, mich müßig in New-York umherzutreiben und ich habe die Stelle eines Supercargo für ein nach Kanton segelndes Schiff angenommen.“

„Es macht mir aufrichtige Freude zu hören, daß Sie thätige Beschäftigung gefunden haben, obgleich sie von Ihrer Heimath und Ihren Freunden entfernt ist. In Ihrem Alter sollte ein Jeder eine nützliche und vortheilhafte Beschäftigung haben.“

„Ich segle in zehn Tagen ab.“

„So schnell!“ rief Mrs. Tracy mit überraschtem Tone.

„Meine Abreise ist allerdings eine plötzliche und in mancher Beziehung eine peinliche; ich verlasse meine Heimath, meine Freunde, die Freuden der Gesellschaft, die Genüsse des Stadtlebens.“

„Sie werden diese Gefühle bald überwunden haben. Ihre Natur ist eine heißblütige und unternehmende, und Sie werden sich in einer Laufbahn voll ehrenhafter Anstrengungen auszeichnen, wenn Sie die Herrschaft über Ihre Neigungen und Leidenschaften erlangt haben.“

„Eine schwierige Aufgabe.“

„Eine schwierige wohl, aber nicht eine unmögliche. Selbstbeherrschung ist die erste Bedingung der Größe. Für denjenigen, welcher seinen eigenen Geist überwunden hat, sind alle andern Triumphe leicht.“

„Ich nehme aus dem Tone Ihrer Bemerkungen wahr, meine liebe Schwägerin, daß Sie einiges Mißtrauen gegen mich hegen. Dieses Mißtrauen gründet sich auf eine richtige Erkenntniß meiner geistigen Eigenschaften. Ich bin verwegen, heftig und leicht erregbar.“

„Die Kenntniß Ihrer Fehler wird Sie besser in den Stand setzen, denselben abzuhelfen.“

„Sie sind mir räthselhaft,“ sagte Alfred Tracy mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Sie sind von aller Verheimlichung und Heuchelei befreit und doch täuscht mich die anscheinende Kälte Ihres Wesens nicht. Sie besitzen Gefühl — Enthusiasmus — Leidenschaftlichkeit.“

„Diese Dinge sind wohl in jeder menschlichen Seele zu finden,“ bemerkte Mrs. Tracy etwas verwirrt.

„Der meinen,“ antwortete der junge Mann, „haben sie eine ruhelose Gier nach Aufregung eingeflößt, welche mich zuweilen zu Thorheiten und Lastern getrieben hat.“

„Das ist unweise, Alfred.“

„Mein Urtheil giebt dem Ihrem nicht unbedingt nach. Die Hoffnung nach Glück ist die Quelle menschlicher Anstrengungen.“

„Das Leben eines echten Mannes oder Weibes ist ein fortwährender Kampf zwischen Vernunft und

Leidenschaft. Das Glück entspringt nicht aus der Nachgiebigkeit gegen die eignen Neigungen."

„Aber es giebt Naturen, deren Impulse unwiderstehlich sind. Die meine besitzt unter andern mächtigen Wünschen einen unersättlichen Durst nach Zuneigung und Liebe. Wird es mich in Ihren Augen verdammen, wenn ich gestehe, daß die Hoffnung, diesen Durst zu löschen, mich selbst in die Sammelplätze der Ausschweifung und des Lasters gelockt hat?"

„Es steht mir nicht an, Sie zu verdammen," antwortete Mrs. Tracy ernst; „aber Sie werden es unmöglich finden, für solche Gefühle in der Gesellschaft unwürdiger Gegenstände Befriedigung zu erlangen."

„Ich weiß es," antwortete der junge Mann eifrig; „wie kann ich aber hoffen, ein Wesen zu finden, dessen Sympathien den meinen vollkommen entsprechen werden?"

Mrs. Tracy bemerkte mit einem freundlichen Lächeln:

„Sie sind noch jung, Alfred."

„O spotten Sie meiner nicht," rief Alfred Tracy mit geröthetem Gesicht und schnellen, ausdrucksvollen Tönen. „Ich habe noch nie ein menschliches Wesen gefunden, dem ich die heiligsten Empfindungen meines Herzens anzuvertrauen gewagt hätte. Ein solches Wesen würde ich lieben, anbeten, vergöttern. Und doch würde meine Liebe anspruchsvoll, herrschsüchtig,

unbarmherzig sein. Ich würde jeden Pulsschlag des Herzens, jeden Gedanken der Seele fordern. Ich würde auf die Schönheit und Majestät der Natur, auf die Ceremonien und den freundlichen Verkehr der Gesellschaft eifersüchtig sein, denn ich würde beständig in der Atmosphäre der Liebe leben und mich am Sonnenscheine der Zärtlichkeit erquicken wollen. Dies ist mein Traum der Seligkeit gewesen, selbst wenn ich am wildesten und leichtsinnigsten erschienen bin."

„Warum wollen Sie ihn nicht zu verwirklichen suchen?" antwortete Mrs. Tracy.

„Wie? wo?"

„Es giebt auf der Welt tausende von Personen, deren Wünsche eben so glühend, deren Seelen eben so anspruchsvoll sind, wie die Ihren."

„Sie verstehen mich also?" sagte der junge Mann mit strahlendem Gesichte. „Sie haben gleich mir von einem Leben geträumt, welches von Liebe erfüllt sein sollte."

„O verzeihen Sie mir," fuhr er fort, als Mrs. Tracy ihre Augen von seinen glühenden Blicken abwendete, und ihr Blut übergossenes Gesicht hinwegkehrte; „verzeihen Sie mir, wenn ich den Schleier von Ihrem Herzen gerissen habe."

Mrs. Tracy faßte sich sogleich wieder und antwortete ruhig:

„Es handelt sich nicht von mir und meinen Gefühlen.“

In diesem Augenblicke wurde die Thür des Bibliothekzimmers von einem Diener geöffnet.

„Nun, Thomas?“

„Ein Herr wünscht Mr. Alfred Tracy zu sehen.“

„Wahrscheinlich Frederik Willoughby,“ sagte der junge Mann aufstehend und zu Mrs. Tracy gewendet. „Ich hatte ihm gestern Abend halb und halb versprochen, den Morgen in seiner Gesellschaft zuzubringen, erwartete aber nicht, ihn bei solchem Wetter zu sehen.“

Alfred Tracy verbeugte sich ehrerbietig und entfernte sich, um seinem Besucher im Hausgange entgegen zu gehen.

„Nun, Willoughby, Sie sind, nachdem Sie die Nacht hindurch Ruhe gehabt haben, also immer noch entschlossen, Rache an unsern südlichen Freunden zu nehmen?“

„Sie haben es errathen, Alfred,“ antwortete Frederik Willoughby.

„Die Meldung Ihres Namens hat mich sogleich an Ihre, dem Kapitän Harcourt gestellte Herausforderung erinnert. Obgleich ich nur geringe Ansprüche auf den Namen eines Yankee mache, vermuthete ich doch augenblicklich, daß Sie sich als tapfrer Ritter zum Kampfe gewappnet hätten.“

„Sie haben Recht,“ sagte Willoughby lachend; „und nun wollen wir auf das Schlachtfeld eilen.“

Die jungen Männer verließen Arm in Arm Owen Tracy's Haus. Ihre Promenade war eine keineswegs angenehme. Ein eisiger Nordostwind hatte während der Nacht zu wehen begonnen und die Luft war von einem dicken durchnässenden Nebel erfüllt, welcher dem Schutze der Regenschirme Trotz bot. Das Pflaster war naß und kothig. Alles sah unbehaglich aus — die Straßen, die Läden, die einzelnen Fußgänger, die Miethkabriolets und Omnibusse mit ihren magern, sich mühselig dahinschleppenden Pferden und mürrischen Kutschern, ja selbst die Firmen mit ihren vergoldeten Buchstaben und die prächtigen Spiegelglasscheiben hatten ein trübes, schwerfälliges, jeder Anziehungskraft ermangelndes Aussehen.

Achtzig bis neunzig Schritte von der Ecke, welche Chambers-Street mit dem Broadway bildet, stand ein hübsches, dreistöckiges Backsteingebäude, welches der geheimnißvollen Thätigkeit der Spiel- und Wettliebhaber gewidmet war.

Alfred Tracy und sein Begleiter traten, ohne zu klingeln, in das Klubhaus und stiegen die Treppe hinauf nach einem großen Zimmer im zweiten Stocke.

Das Gemach war reich möblirt. Der Fußboden war mit einem dreifachen Brüsseler Teppich von elegantem Muster bedeckt. Ein halbes Dutzend große Spiegel mit geschnitzten vergoldeten Rahmen, und eben so

viele schöne Oelgemälde von berühmten Meistern hingen an den Wänden. Die Stühle und Sopha's waren von Mahagoni und mit Roßhaar überzogen. Unter einem die drei Grazien darstellenden Gemälde von einem italienischen Meister stand ein glänzendes, neun bis zehn Fuß langes Büffet.

Auf diesem Büffet war gastlich ein treffliches zweites Frühstück für Morgenbesucher bereit gestellt. Man sah hier mehrere Schüsseln mit Fleisch und Geflügel, Ananaskäse, Bologneserwürste, Sodabrezeln, frisches Weißbrod und zwei bis drei Arten von Obst. Hinter den solideren Erfrischungen standen Flaschen mit Sherry und Madeira, Cognac, Gin und andere geistige Getränke, Krüge mit Eis-Wasser und leere Gläser.

Tracy und sein Gefährte genossen etwas von den Speisen und gingen sodann auf eine kleine Gruppe am obern Ende des Zimmers zu. Acht bis zehn gutgekleidete Männer von gentlemännischem Aeußern waren um einen Pharotisch versammelt und wetteten stark gegen die Bank. Der Tisch selbst bestand aus fein verarbeitetem Mahagoniholze. Sein ganzes Zubehör war elegant und kostbar. Die Spielmarken bestanden aus schöngefärbtem Elfenbein, welchen man Zahlen aufgeprägt hatte, um den Werth, welchen sie repräsentiren sollten, zu bestimmen.

Ihr Erscheinen wurde von mehreren der Spieler mit einem leichten Kopfnicken begrüßt. Man bot ih-

nen Stühle, aber sie blieben in der Nähe des Tisches stehen. Während sie hier die Wechselfälle des Spiels beobachteten, näherte sich ihnen ein kleiner, magerer Mann in der Kleidung eines Kellners. Er trug eine grüne Brille und sprach mit einem eigenthümlichen unbeschreiblichen Dehnen.

„Kapitän Harcourt und Mr. Orme spielen im Kartenzimmer Cribbage."

„Wir wollen sogleich zu ihnen gehen," sagte Alfred Tracy zu seinem Begleiter.

Die jungen Männer verließen das Gemach und begaben sich eine andere Treppe hinauf nach einem Zimmer im dritten Stock. Als sie in die Thür traten, erblickten sie zwei an einem Mahagonitische einander gegenübersitzende Personen, zwischen denen ein Cribbagebret lag. Die Spieler warfen ihre Karten hin, als sich die jungen Männer näherten, und standen auf, um Grüße mit ihnen auszutauschen.

„Ich bin wahrhaftig froh, daß Sie gekommen sind," sagte einer von den Spielern, ein langer, gutgekleideter Mann mit einnehmenden Zügen, schwarzem, glänzendem Backenbart und einem langen, gekräuselten Schnurrbart; „ich bin heute Morgen Harry im Cribbage nicht gewachsen."

„Ihre Favoritin, Fortuna, ist Ihnen untreu geworden, Kapitän," antwortete Henry Orme mit einem leisen Lachen. Der Sprecher war ein kurzer, unter-

setzter Mann mit häßlichem Gesichte und entschieden schielenden Augen.

„Keineswegs Harry, nur eine kleine Laune," entgegnete der Kapitän; „aber ich gebe das Spiel gegen Sie verloren. Welch ein verwünscht unangenehmer Tag," fuhr er gegen Alfred Tracy fort.

„Ja," sagte der junge Mann, „ein Spaziergang auf dem Broadway ist gegenwärtig eben so schlimm, wie ein lange anhaltendes Unglück."

„Denken sie so?" bemerkte der Kapitän mit einem scharfen, forschenden Blicke; „wir wollen heute Ihre Philosophie auf die Probe stellen. Kellner!"

Der Mann, welcher Tracy und Willoughby im untern Zimmer angeredet hatte, erschien.

„Ha, ein neues Gesicht," fuhr Kapitän Harcourt fort; „wie heißen Sie, Kellner?"

„James, Sir."

„Nun James, bringen Sie den Tisch in gehörige Ordnung und schaffen Sie frische Karten herbei."

Der Kellner gehorchte schnell und geräuschlos den Befehlen des Kapitäns.

Die Herren setzten sich um den Tisch und Henry Orme begann die Karten zu mischen.

„Nun James, einen Fingerhut voll Grog, um meine Nerven zu beruhigen," sagte Kapitän Harcourt. „Tracy — Willoughby — ich empfehle Ihnen das gleiche als Specifikum gegen Kälte und Rheumatismus — Sie geben Harry. Ich habe gehört, daß das

Rennen gestern auf der Insel prächtig gewesen sei. Ich hatte Oberst Johnson das feste Versprechen gegeben, hinzukommen, mußte aber mein Wort brechen. Er wird mich schon abkanzeln, denn er selbst hält seine Versprechungen stets, und erwartet es auch von Andern. Er ist ein verteufelt guter Kerl, Harry."

„Der beste Mann im Süden von Mason's und Dixon's Grenzscheide," antwortete Henry Orme.

Kapitän Harcourt's Gesprächigkeit wurde bald von dem Interesse, welches die Wechselfälle der Partie erregten, unterdrückt. Es ward außer in den technischen Ausdrücken des Spieles von der Gesellschaft nur wenig gesprochen. In regelmäßigen Zwischenräumen von etwa einer halben Stunde trat der Kellner in das Zimmer, um zu hören, ob man seine Dienste bedürfe. Obgleich er nicht das mindeste Interesse an dem Spiele zu nehmen schien, blieb er doch, wie von dem vor den Spielern liegenden Gold- und Banknotenhaufen gefesselt, zuweilen bei ihnen stehen.

Die ersten paar Stunden über, blieben die Wagschalen des Glückes beinahe im Gleichgewichte, als aber der Tag vorschritt, begann Frederik Willoughby stark zu verlieren. Die Vorsicht verließ ihn, als das Unglück sich einstellte. Er wurde immer hitziger und hitziger und setzte größere Summen ein.

Endlich traf es sich, daß sich ein hitziger Kampf zwischen Kapitän Harcourt und Willoughby entspann. Die auf dem Tische liegende Summe war bereits be-

deutend, als Willoughby eine Banknote hinwarf und ruhig bemerkte:

„Noch hundert dazu.“

„Zweihundert mehr,“ antwortete Kapitän Harcourt.

Der junge Mann blickte hastig seine Karten durch, legte sie mit den Figuren nach unten auf den Tisch und zog ein Ledertäschchen aus seinem Rocke. Er nahm mehrere Banknoten heraus und warf sie nachlässig auf das in der Mitte des Tisches liegende Häufchen.

„Noch fünfhundert.“

„Sie setzen stark auf drei Könige, Mr. Willoughby,“ fiel der Kellner mit seinem eigenthümlichen Dehnen ein.

Die Spieler wendeten sich verwundert und überrascht nach ihm um und Willoughby rief etwas zornig:

„Was soll das bedeuten?“

„Es bedeutet, Sir,“ sagte der Mann ehrerbietig, „daß Sie eben so gut Ihre Karten mit den Bildern nach oben hinlegen, als sie auf diese Weise vor sich auf den Tisch breiten können. Sie spielen mit markirten Karten.“

„Mit markirten Karten?“ sagte Willoughby fragend.

„Ja, Sir,“ antwortete der Kellner, und er erfaßte mit einer schnellen Bewegung das auf dem Tische liegende Kartenspiel und ließ die Karten mit der Vor-

derseite nach unten durch seine Finger gleiten. „Wenden Sie sie nach mir um, Mr. Willoughby. Coeur-Sechs — Carreau-Dame — Pique-Vier — Pique-Neun — Trefle-As."

So sagte er sämmtliche Karten des Spieles an, während Willoughby seinen Bewegungen neugierig und mit argwöhnischen Blicken folgte. Die Mienen der übrigen Spieler verkündeten die verschiedenartigsten Gefühle.

„Warum haben Sie einer Gesellschaft von Gentlemen solche Karten geliefert?" fragte Willoughby mit Würde.

„Ich habe sie nicht geliefert."

„Wer dann?"

„Vielleicht kann das Kapitän Harcourt erklären!" sagte der Mann gedehnt, aber nachdrücklich.

„Lügnerischer Hund!" schrie Kapitän Harcourt mit blitzenden Augen. „Wo ist Dein Herr, Bursche?"

Der Kellner nahm ruhig die grüne Brille von den Augen und blickte Jenen mit einem Ausdrucke von Haß und Verachtung an.

„Jim Fogle!" murmelte Kapitän Harcourt.

Der Mann lächelte, wendete sich zu Frederik Willoughby und Alfred Tracy und bemerkte:

„Junge Herren, Sie haben sich in Ihren Gesellschaftern getäuscht. Erlauben Sie mir Ihnen Kapitän Harcourt, alias John Harker, alias den schwarzen Jack, und Mr. Henry Orme, alias den schielenden

Harry vorzustellen — zwei Herren, die unter unserer Brüderschaft wohlbekannt sind."

Willoughby sprang mit einem unbeschreiblichen Gefühle von Ekel und Abscheu auf.

„Kommen Sie, Tracy, wir sind unter Betrügern."

Die andern Spieler erhoben sich ebenfalls vom Tische. Die entlarvten Schwindler bemühten sich vergeblich, trotzige Mienen zu machen.

„Der Mann ist ein Lügner," begann Kapitän Harcourt.

„Kapitän — Harry — laßt es gut sein," sagte Jim Fogle ruhig. „Es nützt Alles nichts. Habe ich Euch nicht im vergangenen Dezember, wo Ihr mir den häßlichen Streich mit Sam Stevens spieltet, versprochen, daß ich es Euch wieder einbringen würde? Lärm und große Worte sind hier nutzlos. Ich weiß ja, daß Ihr Beide ein paar von den größten Feiglingen seid, die je in der Stadt geathmet haben! Ich habe meine Rache geübt und bin bereit, Quitt zu sagen. Wollen wir quitt sein?" fragte Fogle höhnisch.

Die Männer gaben aus Politik oder aus Furcht keine Antwort.

Unterdessen bewegte sich Frederik Willoughby auf die Thür zu, wohin ihm sein Gefährte, Tracy, folgte, indem er ihm ernstliche Vorstellungen dagegen machte.

„Ich will gehen, Alfred," sagte Willoughby entschlossen.

„Nicht eher, als bis sie ihren Raub wieder herausgegeben haben."

„Sie sind Betrüger, gemeine Schwindler," sagte Jener, „ich will kein Wort mehr mit ihnen verlieren."

„Nun, so gehen Sie," rief Alfred Tracy, „und überlassen Sie es mir, mit ihnen zu handeln. Sie sollen das Geld, welches sie uns abgenommen haben, herausgeben und mir Rechenschaft über ihre Empfehlungsbriefe an mich ablegen, wenn sie nicht der Polizei übergeben werden wollen."

„Thun Sie, was Ihnen beliebt, Tracy."

Frederik Willoughby verließ das Haus mit dem festen Entschlusse, sich nie wieder einem so ärgerlichen Abenteuer auszusetzen. Seine Gefühle gegen Alfred Tracy wurden, ohne daß er sich selber darüber Rechenschaft ablegen konnte, von der so eben stattgehabten Scene beeinflußt. Er war durch dessen, wenn auch unschuldige Mitwirkung während eines Theiles von zwei Tagen mit Schwindlern und Betrügern umgegangen.

Der Regen hatte völlig aufgehört, obgleich der Himmel immer noch dunkel und bewölkt war. Der junge Mann ging nicht direkt nach Hause. Im Laufe seines Spazierganges bog er in Orange-Street ein und setzte seinen Weg gegen Canal-Street fort. Als

er einen Blick auf die Vorhalle eines alten, hölzernen Gebäudes, dem er sich näherte, warf, bemerkte er unter der Thür die Person des Mr. Joshua Grayson, eines geachteten und reichen Bewohners seiner Gegend der Stadt.

Willoughby verneigte sich und ging weiter.

Viertes Kapitel.

Der Hausherr. — Verzweiflung.

Mr. Joshua Grayson war ein sehr respektabler Mann. Er besaß graues Haar, ein offenes, freundliches Benehmen, eine stattliche, imposante Persönlichkeit, sehr zahlreiche und respektable Verwandte, und ein sehr respektables Vermögen.

Respektabilität läßt auf Einfluß schließen. Mr. Grayson war ein Mann von großem Einflusse in der Gesellschaft. Emporstrebende Politiker, Geschäftsleute und Männer aus den gelehrten Ständen suchten ihn auf, um von ihm Rath und Unterstützung zu erlangen. Es war unter gewissen Klassen Mode, die Ansichten, welche er aussprach, als Orakel zu betrachten, weil er ein respektabler Mann von gesundem Urtheil und großer Erfahrung in den Geschäften des Lebens war.

Aber Mr. Joshua Grayson war auch ein sehr wohlthätiger Mann. Er war lebenslängliches Mitglied der amerikanischen Bibelgesellschaft — Direktor

der öffentlichen Schulgesellschaft — Mitglied der Verwaltung der New-Yorker Arzneiverabreichungsanstalt — Vicepräsident der Gesellschaft zur Verbesserung der Lage der Armen, und zahlte Beiträge an viele andere Wohlthätigkeitsanstalten. Sein Name war im Geiste des Publikums mit Werken der Freigebigkeit und Wohlthätigkeit verknüpft; seine Beiträge wurden in den Zeitungen und religiösen Zeitschriften veröffentlicht; er war ein äußerst wohlthätiger Mann.

Mr. Grayson blieb noch mehrere Minuten nach dem Verschwinden Frederik Willoughby's in der Richtung von Canal-Street am Eingange des hölzernen Hauses stehen. Er blickte zu wiederholten Malen mit dem Ausdrucke wachsender Ungeduld auf seinen wohlwollenden Zügen, die Straße hinauf und hinab. Endlich erhob er mit einer schnellen ärgerlichen Bewegung seinen Rohrstock mit dem Elfenbeinknopfe und schien im Begriff zu sein, sich zu entfernen, als er von der rechten Seite her die Gestalt eines Mannes mit langsamen Schritten und trüber, niedergeschlagener Miene herankommen sah. Er winkte ihm mit seinem Stocke und der Mann näherte sich ihm schnelleren Schrittes, aber ohne den verzweifelnden Ausdruck seines Gesichts zu verändern.

„Wir schreiben heute Donnerstag, Williams," sagte Joshua Grayson, als der Mann zu ihm herankam.

Williams antwortete nicht sogleich, und Grayson bemerkte nachdrücklicher:

„Hört Ihr, Williams! — heute ist Donnerstag, Euer Monat ist um.“

„Ja, Sir,“ antwortete Jener mit leisem, muthlosem Tone.

Der Hausherr zog eine altmodische, goldene Uhr von großem Werthe aus der Tasche und blickte auf den Zeiger.

„Es ist zwei Uhr vorüber. Ihr solltet pünktlicher mit dem Zinse sein.“

„Ja, Sir, ich sollte pünktlich sein.“

„Nun, nun; wir wollen keine weiteren Worte darüber verlieren. Der Zins beträgt acht Dollars.“

„Ich habe kein Geld, Mr. Grayson.“

Andrew Williams blickte mit flehender Miene auf, als er diese Erklärung gab, senkte die Augen jedoch sofort wieder, als er dem zornigen Blicke des Hausherrn begegnete.

„Kein Geld! — und das am Ende des ersten Monats, nachdem Ihr in mein Haus gezogen seid!“

„Ich bin seit beinahe drei Wochen nicht im Stande gewesen, Beschäftigung zu erhalten, und in der letzten Zeit ist der Gesundheitszustand meiner Frau ein sehr schlimmer geworden.“

„Keine Arbeit — eine kranke Familie! — die alten Entschuldigungen, Williams,“ antwortete Mr. Grayson ärgerlich. „Ich hatte von Euch ein besseres Benehmen erwartet. Ihr habt mir Euern Zins pünktlich zu zahlen versprochen und ich habe Euch einziehen lassen, ohne Bürgschaft zu verlangen, weil ich nach Euerm Aeußern

schloß, daß Ihr ein ehrlicher, arbeitsamer Mann wäret."

„Bis jetzt hat noch Keiner gewagt, das Gegentheil zu behaupten," sagte Williams fest.

„Der Schein spricht jetzt gegen Euch. Ihr habt keine Arbeit und auch kein Geld, um Euern Zins zu bezahlen."

„Ich versichere Ihnen, daß ich mich eifrig um Arbeit beworben habe und zwar mit dem festen Vorsatze, Alles zu thun, wodurch ich auf ehrliche Weise meinen Lebensunterhalt erwerben könnte."

„Schöne Worte — schöne Worte — aber Ihr könnt mich mit Euerm Unsinn nicht hinter das Licht führen. In einem solchen geschäftigen Bienenstocke wie New-York, kann Jeder, der arbeiten will, auch Arbeit finden. Ich habe in Zeit eines Monats drei jungen Männern, Verwandten von mir vom Lande, gute Stellen in achtbaren Handlungshäusern verschafft. Sagt mir nicht, daß es nicht für einen Jeden Beschäftigung genug gäbe."

„Wenn Sie mir eine Arbeit verschaffen wollen," sagte Williams eifrig, „so sollen Sie sehen, wie gern ich für den geringsten Lohn arbeiten werde."

„Ich bin von dem Trubel der Geschäfte entfernt," sagte Mr. Grayson kalt, „und habe für Euch keine Beschäftigung. Was den Zins betrifft, den Ihr mir schuldig seid, so muß ich sehen, daß ich so gut wie möglich davon komme. Die Gesetze begünstigen heutzutage alle

mögliche Arten von Schelmenstreichen und die Hausbesitzer haben keine Rechte mehr. Bezahlt mir fünf Dollars, Williams, dann will ich bis nächsten Monat auf das Uebrige warten."

„Ich kann es nicht thun, Mr. Grayson, ich habe keinen Cent."

„Euer Benehmen ist abscheulich," sagte Mr. Grayson, indem er seinen Stock heftig auf den Boden stieß.

„Ich sage Ihnen, ich habe seit vierzehn Tagen keinen Schilling verdient, und es fehlt meiner Familie geradezu an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen. Gewiß, Sir," fuhr Williams mit dem natürlichen Pathos des Schmerzes fort: „gewiß werden Sie gegen einen armen Mann Nachsicht üben."

„Williams, ich bin ein Freund der Armen," antwortete Grayson pomphaft. „Ein Jeder, der mich kennt, wird bezeugen, daß ich ein Freund der Armen bin; aber ich bin kein Freund des Müssiggangs und der Schurkerei; — das bin ich nicht: Wie kann ich Euer Benehmen entschuldigen! Was habt Ihr gethan, um Euch zu einem Gegenstande des Mitleids zu machen? Ihr wußtet, daß der Zins für das Haus, welches Euch und Eurer Familie Obdach gewährt, fällig war, und doch habt Ihr keine Maßregeln getroffen, um ihn zu zahlen. Ich habe für Euch nicht mehr Achtung, als für einen gewöhnlichen Schwindler."

„Ihre Vorwürfe sind schwer zu ertragen."

„Schwer zu ertragen! — wahrhaftig! Bezahlt Euern Zins, und dann könnt Ihr mit Selbstbewußtsein handeln und sprechen. Seht Euern Nachbar Simonson an. Er ist ein ungebildeter, rücksichtsloser Mensch, und tadelt, was ihm nicht gefällt, mit der Miene eines Rathsherrn. Ich lasse diese Kleinigkeiten aber bei ihm unbeachtet, denn er wohnt länger als zwei Jahre in meinem Hause, und hat mich noch kein einziges Mal mit dem Zinse sitzen lassen. Er ist ein ehrlicher Mann.“

„Ach, Mr. Grayson, wenn Sie wüßten, welches furchtbare Geschäft er betreibt.“

„Geschäft! — was habe ich mit seinem Geschäfte zu schaffen? Ich kümmere mich um keines Menschen Geschäfte. Irgend ein Geschäft ist besser als Müssiggang.“

„Denken Sie wirklich so?“ fragte Andrew Williams mit einem Blicke auf seinen Hauswirth.

„Ich habe keine Zeit, um Euch Rathschläge zu ertheilen,“ antwortete Jener. „Ihr habt mich bereits eine halbe Stunde lang nutzlos aufgehalten. Ihr seid auf schlechten Wegen, Williams, — auf unehrlichen Wegen. Ich mag nichts von der Art von Ehrlichkeit wissen, die ihre Schulden nicht bezahlt.“

„Was ich nicht kann, das kann ich nicht,“ antwortete William mürrisch. „Ich kann keine Schulden bezahlen, wenn ich kein Geld habe.“

„Seid nicht unverschämt, Sir,“ sagte der Haus-

wirth, indem er seinen Stock schwer auf den Boden stieß. „Mein Entschluß ist gefaßt. Ihr müßt bis morgen Mittag Euern Zins bezahlen, oder mein Haus mit Sack und Pack verlassen. Ich will keine müssigen, unnützen Burschen, wie Ihr, bei mir haben.“

„Ich weiß nicht, wo ich so schnell eine andere Wohnung finden kann.“

„Ist es nicht genug, daß ich meinen Zins verliere!“ rief Joshua Grayson zornig; „wollt Ihr auch nicht einmal mein Haus verlassen?“

„Meine Familie!“ stammelte der arme Mann.

„Eure Familie! — ja, ich bin hinaufgegangen, um nach Euch zu fragen. Es ist eine Schmach und Schande für einen starken, kräftigen Mann wie Ihr, so sorglos für Ihr Wohl zu sein. Eure Kinder sind nicht einmal anständig gekleidet.“

„Das ist leider nur zu wahr,“ antwortete Williams niedergeschlagen.

„Was soll aus ihnen werden, wenn Ihr sie auf diese Weise in der Gewohnheit des Müssiggangs erzieht, und sie nicht einmal die Schule besuchen laßt.“

„So lange meine Frau gesund war, ist es nicht so schlecht gegangen.“

„Eure Frau ist nicht so sehr krank. Es würde gut für sie sein, wenn sie ein wenig aufstände und ihre häuslichen Geschäfte besorgte. So viel ich sehen kann, leidet Ihr Alle an nichts, als an unheilbarer Trägheit.“

Andrew Williams erfaßte unter dem Einflusse der momentanen Aufregung seinen Hauswirth am Kragen, wie um ihn mit Gewalt die Stufen hinabzuschleudern.

„Wie könnt Ihr das wagen!“ rief Mr. Grayson, indem er seinen Stock erhob.

Williams ließ ihn los und sagte bescheiden:

„Ich habe mich übereilt, Mr. Grayson; über mich mögen Sie sagen, was Sie wollen; aber ich kann es nicht ertragen, wenn Sie von meiner Frau Schlimmes sprechen. Sie ist für mich ein wahrer Engel gewesen.“

„Ihr seid ein unverschämter Mensch, Williams, und verdient, vor die Polizei gefordert zu werden. Ich verlange jedoch nicht nach Rache; ich verlange nichts als mein Recht. Euer Benehmen ist von der Art gewesen, daß es nur wenig Nachsicht verdient, und ich sage Euch ein für allemal, daß Ihr morgen früh entweder Euern Zins bezahlen oder das Haus räumen müßt. Ihr könnt es noch für ein Glück halten, daß Ihr nicht für diesen gewaltthätigen Anfall schwer bestraft werdet. Versteht Ihr mich!“

„Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen den Zins zu verschaffen,“ sagte Williams, „und ich hoffe, daß Sie meine Rauhheit verzeihen werden.“

„Wir werden sehen,“ entgegnete der Hauswirth, als er die Stufen hinabstieg und sich mit der Miene beleidigter Würde durch die schmale Straße entfernte.

Andrew Williams trat in das Haus und stieg mit schwerem Herzen die Treppe hinauf. Seine Frau empfing ihn mit einem heitern Lächeln. Sie saß, von ihrer Tochter Jane gestützt, aufrecht in ihrem ärmlichen Bette.

„Mr. Grayson ist vor einer halben Stunde hier gewesen,“ sagte sie zu ihrem Gatten; „er hat sich sehr theilnehmend nach Dir erkundigt.“

„Ich habe ihn gesehen,“ antwortete der Mann leise.

„Was giebt es, Andrew?“ fragte sie ihn mit besorgtem Blicke.

„Mr. Grayson hat seinen Zins holen wollen, Paddy, er ist heute fällig.“

„Er wird warten, Andrew, bis die Dinge eine bessere Wendung nehmen. Er ist, wie ich gehört habe, ein guter, wohlthätiger Mann und gegen arme Leute sehr freundlich — er wird warten.“

„Nun vielleicht wird er es thun,“ sagte Williams zögernd. Die Rücksicht auf die Gefühle seiner Frau trieb ihn an, ihr die einzelnen Umstände der Scene mit seinem Hausherrn zu verhehlen. Er setzte sich still auf den hölzernen Stuhl am Fenster und vergrub das Gesicht in seine Hände.

Die Kranke blickte auf die zusammengesunkene Gestalt ihres Gatten und fragte zärtlich:

„Bist Du krank, Andrew?“

„Herzenskrank, Paddy,“ antwortete der Mann

mit ausbrechendem Gefühle. „Noch immer keine Arbeit, kein Mittel unsern Lebensunterhalt zu verdienen, Alles geht unrecht aus.“

„Härme Dich nicht über die Fügungen der Vorsehung. Diese Welt ist für Alle eine Welt der Prüfungen und Schmerzen. Der Heiland der Menschen wußte nicht, wohin er sein Haupt legen sollte.“

„Es ist nutzlos Dir es verbergen zu wollen,“ sagte Williams bitter; „das Leben wird mir zum Fluche.“

„Andrew!“

„Ich habe diesen Morgen mit thränenden Augen daran gedacht,“ fuhr Williams fort. „Es war von Dir eine Thorheit mich zu heirathen, Paddy und Dich einem solchen Schicksale auszusetzen. Du mußt es viele, viele Male bereut haben.“

„Sei nicht ungerecht gegen mich und Dich,“ sagte Mrs. Williams. „Du hast meine Wünsche und Gefühle mehr als alle weltlichen Dinge beachtet, und zuweilen habe ich gefürchtet,“ fügte sie mit ernstem Ausdrucke hinzu, „daß Du mich gebrechliches Geschöpf mehr liebtest, als Deinen himmlischen Vater und Erlöser. Es ist wahr, daß Armuth und Krankheit und Sorge schwer auf uns gelastet haben.“

„Ja, auf Dir!“ rief der Mann, „auf Dir, die ich von reichen Freunden und einem behaglichen Hause getrennt habe.“

„Ich war ein enterbtes Kind und von der Wohl=

thätigkeit von Verwandten abhängig, die nur durch ihren Familienstolz angehalten wurden, mir eine kalte, herzlose Unterstützung zu Theil werden zu lassen. Ich spreche aus Erfahrung, Andrew, wenn ich Dir versichere, daß die Bitterkeit der Armuth keinen Vergleich mit den Qualen eines an Güte und Sympathie verwaisten Geistes aushalten kann. Seit ich Deine Frau bin, ist mein Herz ein Quell überströmender Zärtlichkeit gewesen."

Andrew Williams erhob sich von dem niedrigen Schemel und schloß sein Weib mit einer Tiefe des Gefühls, welche der stillen, ruhigen Natur des Mannes fremd zu sein schien, an seine Brust.

„Und Du legst mir keine Schuld bei?"

„Ich habe keine Vorwürfe auf den Lippen, oder im Herzen," sagte die Frau, indem sie sanft die Hand ihres Gatten mit der ihren umschloß. Ich habe zuweilen um unsrer Aller willen gewünscht, daß Du in Deinen Kämpfen mit der Welt mehr Kühnheit und Entschlossenheit besitzen möchtest, aber keine Vorwürfe, Andrew."

„Wenn Deine Gesundheit wieder hergestellt werden könnte, Paddy, so würde für mich noch einige Hoffnung vorhanden sein."

„Gieb keinen falschen Hoffnungen Raum, Andrew. Ich werde nicht lange mehr hier bleiben."

„Simonson sagt, daß es noch eine Möglichkeit gebe," antwortete Williams. „Ich muß mit ihm

sprechen. Die Möglichkeit Deiner Genesung ist jedes Wagstück, wie kühn oder verwegen es auch sein mag, werth. Mein Muth erhebt sich, Paddy, und ich werde eine stärkere und muthigere Anstrengung als je machen."

Die Kranke richtete ihre Augen mit einem Ausdrucke von Ueberraschung zu seinem Gesichte auf; im nächsten Momente machte sich Andrew Williams von der sanften Umschlingung seines Weibes los und verließ das Zimmer. Er begab sich nach der Wohnung Hugh Simonsons.

Der Dieb hielt auf einer gewöhnlichen, hölzernen Bank ein Mittagsschläfchen, aber das leichte Klopfen seines Nachbars Williams weckte ihn. Er erhob sich halb auf dem einen Elbogen und rief mit rauher Stimme: „Herein!"

Als Williams in das Zimmer trat, bemerkte er, daß die Gegend um Simonsons linkes Auge schwarz und geschwollen war, und daß er ein schmutziges, seidenes Tuch um den Kopf gebunden hatte.

„Seid Ihr es, Williams?" fragte der Dieb.

„Ja, Mr. Simonson," antwortete sein Besucher. „Ich komme, um mit Euch ein wenig über verschiedene Dinge zu Rathe zu gehen. Ihr scheint aber verletzt zu sein."

„Ich bin vor ein paar Abenden verwünscht stark gefallen," sagte Simonson rauh; „es ist aber jetzt,

mit Ausnahme der schwarzen Spuren, so ziemlich vorüber. Was macht Eure Frau, Williams?"

„Sie scheint heute etwas stärker zu sein."

„Haltet sie ruhig und gebt ihr etwas ordentliches zu essen, dann wird sie bald wieder herum kommen."

„Das ist es eben, worüber ich mit Euch sprechen wollte. Ich würde gern Alles thun, um Paddy von ihrem Krankenbette aufzuhelfen; aber wie soll ich ihr Delikatessen verschaffen, wenn ich kein Geld habe."

„Das könnt Ihr natürlich nicht."

„Und was das betrifft, daß ich sie unter den jetzigen Umständen ruhig erhalten soll, so kann davon keine Rede sein. Zu aller unsrer Noth ist noch die gekommen, daß Grayson, der Hausherr, heute hier gewesen ist, um seinen Zins zu holen, und uns aus dem Hause zu schicken droht, wenn er nicht morgen bezahlt wird. Ich habe meiner Frau nichts davon gesagt, denn wenn sie auch geduldig wie ein Lamm ist, so weiß ich doch, daß es sie peinigen würde."

„Da könnt Ihr ein Pröbchen von der Theilnahme der Hausherren für arme Miether sehen, Williams. Der alte Grayson ist ein Geizhalz. Ihr habt als Miether gesetzliche Rechte, aber welche Abhilfe könnt Ihr gegen einen Mann von seinem Reichthume und Einflusse erlangen, wenn er Euch auf die Straße hinaussetzt! Ihr müßt den Zins bezahlen."

„Ich habe kein Geld, Mr. Simonson."

„Ihr müßt Euch welches verschaffen. Es könnte

Eurer armen, bettlägerigen Frau den Tod bringen, wenn sie zu dieser Zeit nach einem anderen Hause gebracht würde. Wohin wolltet Ihr sie übrigens bringen?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Williams trübe.

„Ihr müßt das Geld für den alten Grayson aufbringen."

„Aber wie?" fragte Andrew Williams mit einem verzweifelnden Blicke auf den Dieb. „Ich habe keine Beschäftigung."

Hugh Simonson stand auf, näherte sich seinem Besucher und legte seine große muskulöse Hand schwer auf dessen Schultern.

„Schaut her, Williams," sagte der Dieb, „ich lasse in dieser Sache nicht mit mir scherzen. Wenn Ihr mich im Ernste um meinen Rath fragt, und den Muth eines in die Enge getriebenen Schafes besitzt, so kann ich Euch in den Stand setzen, das Geld, welches Ihr so nöthig habt, und außerdem noch eine Tasche voll, aufzubringen."

„Seid Ihr dessen gewiß?"

„So gewiß, daß ich Euch sofort das Geld leihen werde, welches Ihr braucht, um Euern Wirth zu bezahlen, wenn Ihr einwilligen wollt, Euch auf eine Nacht meiner Leitung zu unterwerfen und mir nachzugehen, wohin ich Euch führe."

„Wohin wollt Ihr mich führen, Mr. Simonson?" fragte Williams mit einem verzweifelnden Blicke auf den Dieb.

„In die Häuser einiger von den verdammten Aristokraten, die mehr Geld haben, als sie wirklich brauchen. Das ist die einfache Lage der Sache, wenn Ihr es wagt."

„Wollt Ihr mir wirklich das Geld für meinen Zins — die acht Dollars leihen?"

„Augenblicklich, Williams," sagte der Dieb, indem er seine Tasche auf einem Kirschbaumtische neben sich leerte und schnell einen kleinen Geldhaufen davon absonderte. „Da habt Ihr's."

„Ich werde mit Euch gehen," antwortete Williams entschlossen, „nur ein einziges Mal, Mr. Simonson, nur um meiner Frau und Kinder willen."

„Nehmt das Geld, Nachbar," sagte Simonson zu seinem Besucher, „und haltet Euch bereit, heute Nacht auszugehen, wenn ich Euch rufe."

Williams raffte mit zitternden Händen das Geld zusammen und steckte es ein.

Hugh Simonson zog das seidene Taschentuch vom Kopfe, nahm Hut und Stock, begleitete seinen Nachbar auf den Korridor und fügte, als sie sich trennten, hinzu:

„Stumm sein gilt, Williams!"

Fünftes Kapitel.

Die Teufelsfalle. — Verrätherei.

Hugh Simonson ging durch die Vorderthür auf die Straße hinaus, und begab sich mäßigen Schrittes Orange-Street hinab, bis an die Ecke von White-Street und sodann nach dem Broadway. Er setzte seinen Weg gegen den Park hin fort, ohne unter der Menge von Fußgängern, von denen Viele schlechter gekleidet und schlechter aussehend, wie er selbst, bemerkt zu werden. Endlich in der Gegend des Parktheaters angelangt, trat er der Reihe nach in die Schenken und Kegelbahnen, welche eine Art von Vorhalle zu jener Moralschule bilden, trank gelegentlich ein Glas Gin oder Cognac und betrachtete die Züge der Gäste aufmerksam, ohne jedoch selbst Aufmerksamkeit zu erregen.

Der Gegenstand seiner Nachforschungen war James Fogle. Da er ihn an keinem öffentlichen Orte fand,

bog er in Ann-Street ein und lenkte seine Schritte nach einem anderthalbstöckigen Gebäude auf der Südseite der Straße, in etwa zweihundert Schritte Entfernung vom Broadway. Das ärmliche, öde und unbehagliche Aeußere des Gebäudes legte ungünstige Zeugnisse für den Charakter seiner Bewohner ab. Die Fensterläden waren halb geschlossen, aber durch die Zwischenräume nahm man schmutzige Glasscheiben und undeutliche Umrisse sich bewegender Gestalten wahr. Simonson näherte sich der Vorderthür und öffnete sie ohne zu klopfen. Er trat in einen schmalen Hausgang und von dort durch eine halb offene Seitenthür in ein kleines nach Branntwein und Tabak duftendes Zimmer. Die Wände waren schmutzig, der Boden mit Koth und Tabaksspeichel bedeckt. Ein schmaler, hölzerner Schenktisch stand im südöstlichen Winkel des Zimmers und auf ihm und hinter ihm mit verschiedenartigen Getränken gefüllte Flaschen und ein Blech mit gewöhnlichen Gläsern. An den Wänden hingen mehrere grobe Lithographien in Holzrahmen. Im Zimmer befand sich eine Gruppe von Personen, meist junge Männer von leichtsinnigen und ausschweifenden Gewohnheiten.

Als Simonson eintrat, bemerkte er in der Mitte eines Kreises von Rauchern einen jungen Mann von achtzehn bis neunzehn Jahren, welcher nach der von einem Mitgliede der Gesellschaft gepfiffenen Negermelodie „Jim und Josey" ein Jig zu tanzen ver-

suchte. Seinen unregelmäßigen, taumelnden Bewegungen und seinen verzerrten Grimassen folgte ein schallendes Gelächter. Der junge Mann hatte offenbar im Uebermaße getrunken und war die Zielscheibe der Späße seiner Genossen. Er schien sich dessen bewußt zu sein, aber es ließ sich nach seinem Benehmen nur schwer entscheiden, ob die groben Späße ihn belustigten oder ihn unangenehm berührten.

Nach einem erfolglosen Versuche, ein besonders schwieriges Pas zu machen, schwankte er unter dem allgemeinen Gelächter nach dem Schenkverschlage und lehnte sich an den Schenktisch.

„Etwas Gin mit Zucker, Harris," sagte er zu einem langen, magern Manne von mittleren Jahren gewendet, welcher in einem Wassereimer Gläser spülte.

„Ihr habt genug getrunken, Nash," antwortete der Mann.

„Ich habe noch ein Fünfcentstück," sagte der junge Bursche, indem er in seinen Taschen nachfühlte, bis er eine kleine Silbermünze darin gefunden hatte. Die Bemerkung des Kellners, welcher zugleich auch der ostensible Wirth des Hauses war, hatte ihn aufgereizt. Er warf die Münze hin, schlug heftig mit der Faust auf den Tisch und rief:

„Ich verlange Gin, Harris."

„Recht gern, Jerry," sagte Jener beschwichtigend; „macht Euch nur nicht selbst zum Narren."

Harris stellte ein leeres Glas vor den jungen

Mann und begann das Getränk aus einer langhalsigen, grünen Flasche einzuschenken.

„Sagt, wenn es genug ist, Jerry."

Hier fielen einige von seinen Kameraden mit der Frage ein:

„Jerry, wollt Ihr uns nicht traktiren?"

„Traktiren — nein! Ihr seid eine Bande von gemeinen Blutegeln, wenn —"

Der junge Mann goß den Branntwein auf einen einzigen Zug hinab und setzte das Glas auf den Tisch, worauf er sich, so gut er konnte, fest auf seine Beine stellte, und seine blutunterlaufenen, glühenden Augen auf Harris' Gesicht heftete.

„Wißt Ihr, wie man Euer verdammtes Loch in der Stadt nennt?" fragte der berauschte junge Mann mit einem Versuche, höhnisch zu lächeln.

„Nein, Jerry."

„Man nennt es die Teufelsfalle."

„Was ist das?"

„Habt Ihr nie den Newgate Kalender gelesen?" stammelte der junge Mann.

„Nein."

„Nun, die Teufelsfalle in London ist eine gemeine Kneipe, wo sich Spitzbuben und Vagabonden versammeln, um zu trinken und einander zu schinden, und dies ist die Teufelsfalle von New-York."

„Welchen Schaden hat sie Euch jemals zugefügt?"

„Schaden genug,“ rief Jerry Nash. „Ich bin heute früh mit zwei Dollars hierher gekommen und jetzt habe ich keinen rothen Cent mehr.“

„Wenn es Euch hier nicht gefällt, so braucht Ihr ja nicht da zu bleiben!“

Das blasse Gesicht des Jünglings röthete sich bei diesen Worten zornig und er schien augenblicklich nüchtern zu werden.

„Ich brauche nicht da zu bleiben? Wollte Gott, ich wäre nie durch Eure Thür gekommen — ich brauche nicht dazubleiben?“

Einer seiner Genossen zupfte ihn am Arme.

„Bob Harris hat nur Spas gemacht, Jerry.“

„Jeder Schilling, den ich verdienen oder borgen kann, wird in diesem erbärmlichen Loche weggeworfen, und dann sagt man mir noch, daß ich nicht dazubleiben brauche.“

Harris bemerkte mit einem stechenden Lächeln:

„Ihr thätet am besten, wenn Ihr heim zu Eurer Mutter ginget, Jerry.“

„Und wenn ich es thue,“ erwiederte der junge Mann heftig, „so werde ich ihre Flüche auf Euer Haupt hören. Die bittern Verwünschungen aus dem gebrochenen Herzen von Frauen und Müttern werden Euch noch erdrücken, Bob Harris.“

Die leichtfertige Gesellschaft wurde durch das seltsame Benehmen Jerry Nash's einigermaßen zum Schweigen gebracht.

Während dieser Scene war Hugh Simonson am Eingange des Zimmers stehen geblieben. Der Dieb, welcher sich nicht um die Reue oder die Leiden Anderer kümmerte, schritt jetzt aber durch die Zuschauergruppe und stieg drei bis vier Stufen hinab, die zu einem anstoßenden Kellerzimmer im Hintergebäude führten. Hier waren zwanzig bis vierundzwanzig Individuen von allen Altersstufen, zwischen achtzehn und sechzig Jahren, versammelt. Sie drängten sich größtentheils als Spieler oder als Zuschauer um einen Pharotisch. Die Einsätze waren meist klein; sie betrugen oft nur einen Schilling oder einen viertel Dollar und überstiegen selten einen bis zwei Dollars. Ein junger, gutgekleideter Mann mit glanzlosen Augen und ruhigen, leidenschaftslosen Zügen gab die Karten aus einer kleinen Blechbüchse und hielt beim jedesmaligen Umwenden inne, um den Gewinnst der Bank einzuziehen oder ihren Verlust auszuzahlen. Einige von den Spielern saßen am Tische; aber der größere Theil stand und Alle beobachteten eifrig den schnellen Wechsel des Spieles. Simonson's Aufmerksamkeit wurde fast im ersten Augenblicke durch den Schall einer glatten, eintönigen Stimme hinter ihm von der um den Pharotisch versammelten Gruppe abgelenkt. Er wendete sich um und erblickte eine Gesellschaft von vier Personen, welche an einem kleinen viereckigen Tische auf der entgegengesetzten Seite des Zimmers Bluff spielte. Die Stimme gehörte einem magern Manne

an, welcher mit dem Rücken gegen den Dieb gewendet dasaß, und dieser Mann war James Fogle.

Hugh Simonson näherte sich seinem Verbündeten und berührte ihn leise mit dem Ende seines Stockes. Fogle nickte, verließ bald darauf den Kartentisch und folgte dem Diebe durch die Hinterthür in einen kleinen Hof auf der Rückseite des Gebäudes.

„Ich habe Euch gerade zu rechter Zeit gefunden,“ bemerkte Simonson.

„Schweigt, Hugh, bis ich mich umgesehen habe. Werdet Ihr Euch denn nie gegen Spione und Lauscher verwahren lernen.“

Fogle besichtigte alle Räumlichkeiten in der Nähe bis er sich überzeugt hatte, daß sich keine Horcher um ihn her befanden.

„Nun fahrt fort; redet aber nicht laut. Fenzen können eben so gut Ohren haben, wie Wände.“

„Nun, Jim, unsere Arbeit muß heute Nacht verrichtet werden. Der Himmel wird bewölkt und dunkel sein, gerade wie wir es brauchen können.“

„Seid Ihr auch stark genug dazu?“ sagte Fogle mit einem ruhigen, aber stechenden Lächeln. „Ihr habt neulichst Abend Blut verloren.“

„Ihr sagt das, um mich zu reizen,“ antwortete der Dieb mit Bitterkeit. „Wenn ich je wieder mit dem Burschen zusammentreffe, so werde ich es ihm mit Zinsen heim zahlen.“

„Wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt, so wer-

det Ihr Jack Highflyer vermeiden und ein vortheilhafteres Gewerbe anfangen als das Händelsuchen."

„Ich verlange Euern Rath nicht," murrte Simonson ärgerlich.

„Jetzt nicht, Hugh; aber Ihr werdet ihn doch bald brauchen. Ihr gerathet beständig in schlechte Patschen."

„Das Geschwätz hat nichts mit unsrer Arbeit in Bleecker-Street zu thun," fuhr Jener unmuthig fort. „Mein Lehrling Williams hat so eben seinen Lehrbrief unterzeichnet und wird ein treffliches Packpferd abgeben, obgleich er keinen großen Muth besitzt. Ich habe versprochen, ihn heute Nacht einzuweihen."

„Aber wir schreiben heute Donnerstag," sagte Fogle mit einem leichten Zusammenschrecken.

„Donnerstag! — was kommt darauf an?"

„Ich kann mit Euch nicht heute Nacht hinausgehen," sagte Fogle mit ernstem, entschiedenem Tone.

„Warum nicht?"

„Weil der Donnerstag für mich ein schwarzer Tag ist. Ich habe stets Unglück zu befürchten, wenn ich am Donnerstag etwas unternehme."

„Lächerlich!"

„Ich habe eine Menge von Beispielen in meinem Gedächtnisse und werde das Glück nicht versuchen, um mich von ihm verrathen zu lassen."

„Wer kümmert sich um das Glück!" sagte der Verbrecher rauh; „es ist bestenfalls doch nur eine

schlechte Dirne und ich denke nicht daran. Ich habe stets gehört, daß der Freitag ein Unglückstag sei, weil er der Hängetag ist; aber ich weiß nicht, weshalb die andern Tage der Woche unglücklich sein sollen; der Grund müßte denn der sein, daß sie Hochzeitstage sind."

„Ihr wißt es nicht, und ich eben so wenig."

„Fogle, das sieht aus, als ob Ihr in Euerm schlauen Kopfe nach Gründen, um loszukommen, suchtet. Ich hätte nicht gedacht, daß Ihr ein solches, schwaches Fleckchen hättet."

„Scherzt oder scheltet, oder schlagt mich zu Boden, wie es Euch der junge Bursche am Dienstag Abend gethan hat," erwiederte Fogle; „aber meinen Entschluß werdet Ihr nicht ändern. Ich habe mir mit einem Eide gelobt, daß ich nie wieder etwas am Donnerstage versuchen wolle."

„Was sollen wir thun?"

„Schiebt es bis zu einem andern Abend auf oder geht allein."

„Nun, ich schwöre Euch, daß ich große Lust habe, es mit Williams allein zu versuchen."

„Thut es, Simonson. Ihr werdet mit ihm besser wegkommen, als mit mir."

„Glaubt Ihr nicht an die Sache, Jim Fogle?" sagte Jener mit einem argwöhnischen Blicke. „Ihr schienet neulichst nicht so gleichgiltig zu sein."

„Wartet bis ich ausgesprochen habe," antwortete

Fogle ruhig, „ehe Ihr ärgerlich werdet. Wenn auch die Schätze der Bank von England verdient werden könnten, so würde ich heute Nacht doch nicht hinausgehen, denn ich habe eine schlimme Ahnung dagegen. Aber Euer Plan ist gut und die Nacht verheißt passend zu werden. Ich will etwas thun, Hugh. Ihr könnt mit Euerm Williams hingehen und den Versuch machen. Wenn Ihr das Zeug erhaltet, so mögt Ihr es, wie wir ausgemacht hatten, nach meinem Quartier in Laurens-Street bringen. Ihr werdet mich dort mit einem guten Feuer im Schmelzofen und den nöthigen Werkzeugen, um das Metall in solide verkäufliche Barren zu gießen, finden."

Hugh Simonson blickte während dieser Worte auf das Gesicht seines Kameraden, aber die Züge James Fogle's zeigten selten mehr Ausdruck als seine Worte, wenn es nicht eben für seine Zwecke nöthig war.

„So kaltblütig und berechnend Ihr auch seid," sagte der Erstere nach einer Pause, „habt Ihr doch nicht die Gewohnheit, der Gefahr auszuweichen."

„Der Gefahr stets, Hugh, aber nicht der Möglichkeit gefahrvoller Umstände. Seid Ihr nicht klug genug, um den Unterschied einzusehen?"

„Nein, keineswegs, und liegt überdies zwischen dem Wegnehmen des Metalls und dem Anfachen des Feuers irgend ein Unterschied?"

„Schaut her, Simonson, ich versichere Euch, daß ich zur Beförderung dieser Sache keinen Finger rühren

werde, so lange die Glocke nicht am Freitag Morgen Eins geschlagen hat. Wenn Euch meine Gründe nicht gefallen, oder Ihr mich im Verdacht habt, ein schlechtes Spiel mit Euch zu treiben, so braucht Ihr es nur zu sagen, und das Spiel ist aus."

„Nein, Jim Fogle; ich habe Euch stets vertraut, und will es auch jetzt thun. Andre mögen sagen, was sie wollen; aber ich will nie glauben, daß Ihr ein so verdammter Schurke seid, daß Ihr einen Kameraden verrathen oder verlassen würdet. Ihr werdet uns, d. h. Williams und mich, in Laurens-Street sehen, ehe der Hahn kräht."

Ueber das ruhige Gesicht Jim Fogle's zog das Gespenst eines Lächelns, als er antwortete:

„Seht Euch vor, Hugh; Ihr seid häufig nur zu sehr von Selbstvertrauen und Kühnheit erfüllt."

Die Diebe kehrten nach dem rauchigen Zimmer der Teufelsfalle zurück; James Fogle nahm seinen Sitz am Spieltische wieder ein, und Hugh Simonson schritt durch das Gebäude nach Ann-Street hinaus und lenkte seinen Fuß dem Schauplatze des beabsichtigten Raubes zu, um zu recognosciren.

Zwei Stunden darauf waren Mark Masters, der Polizeibeamte, und James Fogle in einem Privatzimmer in Cronly's Hotel mit einander eingeschlossen.

„Es war trefflich, Mr. Masters," sagte Fogle mit einem trocknen Lachen; „es war trefflich. Ich ging zu Oberst Winter und vermiethete mich ihm als

Kellner zu funfzehn Dollars des Monats, und im Augenblicke, wo ich die Burschen erblickte, kannte ich sie auch wie ein Buch."

„Wer waren sie?"

„Der schwarze Jack und der schielende Harry."

„Was! regelmäßige Galgenvögel?"

„Ja. Sie spielten ein starkes Spiel, Mr. Masters. Jack Harker war elegant gekleidet und redete großartig, und Jim Orme unterstützte ihn in Allem. Sie rupften die jungen Burschen Mr. Tracy und Mr. Willoughby auf das köstlichste mit falschen Karten. Ich war froh, eine Gelegenheit zu finden, um eine alte Rechnung auszugleichen."

„Ihr habt sie dabei ertappt, wie sie betrogen?" fragte der Polizeibeamte.

„Es lag klar am Tage. Sie vertauschten die Karten zu Anfang des Spieles und deckten auf, was sie wollten."

„Nun, Ihr entlarvtet sie?" bemerkte Mark Masters ruhig.

„Ja, Mr. Masters. Jack Harker war Anfangs wüthend, aber sobald ich mich zu erkennen gab, wußten sie, daß für sie Alles aus war."

„Wie benahmen sich die jungen Männer?"

„Mr. Willoughby war fort wie der Blitz, sobald er den wahren Charakter Kapitän Harcourt's und seines Kameraden kannte; er benahm sich wie ein echter Gentleman. Aber ich sage Ihnen, Sir, wenn ich die

menschliche Natur nur einigermaßen zu beurtheilen verstehe, so ist bei dem jungen Burschen Mr. Tracy nicht Alles so, wie es sein sollte. Er blieb zurück, um mit den entlarvten Schwindlern zu parlamentiren und sie ihren Gewinnst herausgeben zu lassen. Es fielen starke Worte von Briefen aus dem Süden und es wurde sogar von der Polizei geredet; aber mir schien es, als ob die ganze Sache nur erheuchelt wäre. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß Mr. Tracy sie zwang, das Geld, welches sie von Mr. Willoughby und ihm erhalten hatten, herauszugeben."

„Darin liegt nichts Unrechtes, Fogle."

„Ich will sechs Pence gegen einen faulen Apfel wetten, daß er den Stand seiner Kameraden kannte, als er sich mit ihnen zum Spiele hinsetzte."

„Sehr möglich; es giebt unter allen Ständen Schurken."

Fogle nickte beistimmend.

„Ihr habt Euch in der Sache gut benommen, Fogle, und seid zu der Belohnung, die ich Euch von Seiten meiner Auftraggeber versprochen habe, berechtigt."

Der Polizeibeamte nahm ein großes Taschenbuch aus der Seitentasche seines Rocks, zog eine Banknote von zwanzig Dollars heraus und übergab sie Fogle.

„Und nun," fuhr der Polizeibeamte mit einem eigenthümlichen Blicke fort, „wie steht es mit Hugh Simonson."

„Er geht heute Nacht aus, Mr. Masters.“

„Allein?“

„Nein, mit einem seiner Nachbarn — einem Manne Namens Williams.“

„Was haben sie vor?“

„Sie sind auf eine Quantität Gold- und Silbergeschirr in Nr. 104 in Bleeker-Street aus. Der Plan ist gut angelegt, denn ich habe selbst Theil daran.“

„Ihr seid ein Mitschuldiger?“

„Wenn Hugh Simonson mit seiner Beute sicher davon kommt,“ sagte Fogle mit einem bedeutsamen Lächeln, „so werde ich einen Theil des Ertrags erhalten.“

„Das ist ehrlich, Fogle,“ sagte der Polizeibeamte, indem er aufstand. „Ihr habt Euch auf einige Monate von Sing-Sing losgearbeitet; aber vertraut nicht zuviel darauf.“

Zwischen der Entfernung des Polizeibeamten und der James Fogle's aus Cronly's Hotel verging eine Viertelstunde.

Sechstes Kapitel.

Koketterie oder etwas Schlimmeres.

„Du benimmst Dich sehr unklug, Karoline," sagte eine ältliche Frau mit tadelndem Tone zu Miß Karoline Percy.

Diese Bemerkung wurde während eines langen Geplauders nach Tische in dem Gesellschaftszimmer der Wohnung Miß Percy's gemacht.

„Unklug?" wiederholte Miß Percy den Kopf aufwerfend.

„Und sehr unweise."

„Warum, Tante Percy? Ich bin darauf stolz, ein Muster der Klugheit und Weisheit zu sein."

„Versuche ernsthaft zu sprechen, Karoline."

„Ich will es, Tante Percy," sagte die junge Dame mit einem spöttischen Versuche, sich gravitätisch zu erweisen, welchen aber der lustige, neckische Blick ihrer schimmernden Augen Lügen strafte. „Welchen

Zweck gedenkst Du dadurch zu erreichen, daß Du William beleidigst?"

Miß Percy zögerte, während sie einen hübschen Topasring dreimal um ihren Zeigefinger drehte.

„Ich suche ihn nicht zu beleidigen."

„Aber Du weißt recht gut, daß er ernstlich beleidigt sein wird, wenn er entdeckt, daß Du die Besuche Mr. Frederik Willoughby's annimmst und ihn sogar zu weiteren aufmunterst."

„Er ist ein eifersüchtiger Thor, das weiß ich," antwortete Karoline Percy schnell.

„Du bist unbillig, Karoline," sagte Mrs. Percy, indem sie sich ihr Häubchen von Brüsseler Spitzen zurecht rückte. „Wenn er von eifersüchtigem Charakter ist, so ist es um so wahrscheinlicher, daß ihm Dein Benehmen unangenehm sein wird. Und weshalb treibst Du es so?"

„Vielleicht werde ich dem Mr. Willoughby gefallen," sagte die junge Dame mit schelmischer Miene.

„Dem Mr. Willoughby gefallen?"

„Und was von unendlich größerer Wichtigkeit ist, vielleicht wird mir Mr. Willoughby gefallen."

„Ein jedes Wort, welches Du sprichst, bestärkt mich nur in der Ansicht, daß es meine Pflicht ist, Dir tadelnde Vorstellungen zu machen. Seit Du Dich mit Mr. Pettigrew verlobt hast, steht es Dir nicht mehr frei, Experimente im Gefallen und Mißfallen anzustellen."

„Ich werde Ihnen das Gegentheil beweisen.“

„Auf welche Weise?“

„Dadurch, daß ich meinem eignen Kopfe folge,“ sagte Miß Percy lachend. „Ihre hübsche und gebildete Nichte, Tante Percy, ist nicht dazu geboren, die Sklavin irgend eines Mannes zu werden.“

„Nun, William ist aber doch sehr aufmerksam gegen Dich. Er sieht Deinen Launen nach und erfüllt alle Deine Wünsche.“

„Das gebe ich zu.“

„Er ist hübsch — verständig.“

„Das gebe ich ebenfalls zu, liebe Tante. Ich weiß einen Katalog seiner Vollkommenheiten an meinen Fingerspitzen herzuzählen; aber,“ fuhr sie ernsthaft fort; „er ist von kurzer Statur, hat ein unwürdevolles Wesen, kleidet sich nicht geschmackvoll, spricht beständig von Geschäften, hat kein Uebermaß an Geld und gehört nicht zu den Kreisen des feinen Tones.“

„Willst Du ihn fallen lassen?“ fragte Mrs. Percy.

„Ich weiß es noch nicht.“

„Aber ist protestire dagegen.“

„Thun Sie es nicht, liebe Tante,“ sagte die junge Dame, indem sie ihre Hand auf Mrs. Percy's Mund legte. „Protestiren Sie nicht eher, als bis ich Gelegenheit gehabt habe, mich zu überzeugen und Ihnen meine Absichten vollständiger zu entwickeln. Ich werde nicht übereilt, unvorsichtig, unweise und

unbillig, wie ich Ihnen erscheine, meine Entschlüsse fassen."

„Man kann Dir nicht widerstehen, Karoline, welche Fehler Du auch haben magst. Die Aufmunterung, welche Du den Besuchen Mr. Willoughby's zu Theil werden läßt, ist meiner Ansicht nach nicht weise, aber ich verstehe den Grund der häufigen Besuche Doktor Everards noch weniger. Du hast Deine Gesundheit und gute Laune, so viel ich beurtheilen kann, doch völlig wieder erlangt?"

„O das ist der beste Spaß von der Welt," sagte Miß Percy mit einem lauten, wohlklingenden Lachen. „Wissen Sie, daß ich ungemein empfänglich bin?"

„Ja, für Unsinn."

„Wissen Sie," fuhr die junge Dame lebhaft fort, „daß ich eine sehr zarte Nervenorganisation besitze, eine Organisation, die moralischen und geistigen Einflüssen ganz besonders unterworfen ist?"

„Bist Du verrückt, Karoline?"

„Doktor Everard versichert mir, daß mein Nervensystem ungemein reizbar sei, und nimmt so großes Interesse an mir, daß er eine Menge von Experimenten angestellt hat, um die Stärke meiner freiwilligen und unfreiwilligen Sympathien zu entwickeln."

„Du redest für mich Griechisch."

„Keineswegs; ich habe diese großartigen Worte in den letzten drei Tagen von Doktor Everard gelernt."

„Erkläre Dich näher.“

„O über den ernsthaften, gravitätischen, weisen alten Doktor! Wie vollkommen ich ihn hinter's Licht geführt habe.“

„Ich habe vor einiger Zeit in einer Zeitung eine Stelle gelesen, welche andeutete, daß der gelehrte Doktor Everard an den Mesmerismus glaube. Als er neulichst nach meiner Ohnmacht also zu mir kam, um mich zu besuchen, unterhielt ich ihn mit einer Reihe von nervösen Zuckungen und Krämpfen, die keinen andern Ursprung hatten, als meinen Wunsch, ihn zu mystificiren. Ich bemerkte, wie er verstohlen Bewegungen mit seinen Händen machte und darin von Zeit zu Zeit inne hielt, um seine dunkeln, durchdringenden Augen auf mich zu heften. Endlich wurde ich ruhig und versank allmälig in einen tiefen Schlummer. Am folgenden Tage begann der Doktor sich mit mir über den Gegenstand zu unterhalten, und ich mache durch seine Winke und meine Klugheit wunderbare Fortschritte in der praktischen Anwendung der Wissenschaft des thierischen Magnetismus.“

„Wie kannst Du es wagen, einen so ausgezeichneten und gelehrten Mann auf solche Weise zu mystificiren.“

„Was ist seine Gelehrsamkeit werth, wenn sie ihn nicht einmal in den Stand setzt, zu entdecken, daß ihn ein schwaches, ungelehrtes Frauenzimmer betrügt.“

„Ich glaube, daß Männer von Genie und Talent

sich am leichtesten betrügen lassen. Sie vertrauen ihren Kräften so zuversichtlich, daß sie es für unnöthig halten, sich gegen Betrug zu verwahren. Er wird sehr ungehalten auf Dich sein, wenn er Deine Streiche entdeckt," sagte Mrs. Percy.

„Dafür lassen Sie nur mich sorgen," antwortete Karoline munter. „Er ist aufrichtig, einfach und enthusiastisch. Ich bin gerade das Gegentheil."

„Du beabsichtigst also diesen Unsinn unter dem Vorwande des Unwohlseins fortzusetzen?"

„Nur so lange, liebe Tante, als die Sache etwas Unterhaltendes für mich hat. Ich finde ein Vergnügen daran, mit den Schwächen der Männer zu spielen."

„Kannst Du denn nicht ohne beständige Aufregung leben?"

Miß Percy gab auf diese Frage keine direkte Antwort; sie erhob sich von der Ottomane, auf welcher sie gesessen hatte, und ging mehrmals mit einem nachdenklichen Ausdrucke im Zimmer auf und ab. Hierauf blieb sie bei ihrer Tante stehen und rief heftig:

„Ich wollte, ich wäre ein Mann."

„Was soll das bedeuten?" fragte Mrs. Percy lächelnd; „richtet sich Dein Ehrgeiz darauf, einen Ueberrock und gestreifte Beinkleider zu tragen?"

„Nicht der Kleidung, nicht des Vergnügens wegen; sondern um der Aufregung, der Thätigkeit willen. Ich wünsche etwas zu thun, etwas zu wirken, wäre es auch nur, um der Welt bekannt zu

werden. Welche Gelegenheit dazu wird dem Weibe von den Gesetzen der Gesellschaft und den Gebräuchen der Welt gewährt? Man erwartet von einer Frau nichts, als daß sie das Essen kocht, die Kinder säugt und Unsinn schwatzt."

„Und Du möchtest lieber Kaninchen schießen, politische Reden halten, oder Schlachten ausfechten."

„Ich würde es vorziehen, mich in die stürmischen Scenen des menschlichen Lebens zu mischen, und aus Erfahrung die Gefühle kennen zu lernen, welche dem Wirbel eines abenteuerlichen Daseins entspringen. Obgleich ich ein Weib bin, will und kann ich doch nicht in Müßiggang und Dunkelheit vegetiren."

Das Gespräch zwischen Mrs. Percy und ihrer Nichte wurde durch das Eintreten eines Besuchers — Frederik Wiboughby — unterbrochen.

„Sie sehen heute sehr wohl aus, Mrs. Percy," sagte der junge Mann, als er zu den Damen trat.

„Wie gewöhnlich, Sir," antwortete die ältere Dame mit einem freundlichen Lächeln.

Miß Percy stand auf und reichte ihrem Besucher die Hand. Er drückte sie sanft und fügte leiser hinzu:

„Und Sie ebenfalls, Miß Percy."

„Karoline hat das Aussehen einer Kranken gänzlich verloren," bemerkte Mrs. Percy; „aber Doctor Everard besteht darauf, seine Besuche fortzusetzen."

„Sie wissen Tante," sagte Miß Percy lächelnd,

„daß Doctor Everard mich für sehr nervenschwach und reizbar hält."

„Nervenschwach! zu meiner Zeit wußte ein Mädchen kaum, daß es Nerven besaß, wenn es sich nicht gerade in den Finger geschnitten, oder an Zahnschmerzen gelitten hatte. Jetzt sind die jungen Damen fast allgemein mit schwachen Nerven und einer eingebildeten Mattigkeit geplagt. Das kommt daher, daß sie das Backen und Spinnen mit Gedichtelesen und Musikmachen vertauscht haben."

„O, Tante Percy," rief Karoline; „sprechen Sie nicht verächtlich von meinen Lieblingsbeschäftigungen. Musik und Dichtkunst sind meine höchste Freude."

„Ich unterstütze Ihre Berufung an die Nachsicht Ihrer Tante," sagte Frederik Willoughby mit einer leichten Verbeugung. „Ihr Geschmack ist zu fein, um Tadel oder Spott zu verdienen."

„Als Unterhaltung habe ich gegen Gedichte und Musik nichts einzuwenden; aber ein Frauenzimmer sollte auch noch andere Beschäftigungen haben, als das Lesen auf einem Sopha, oder das Klimpern auf einer Guitarre; irgend etwas, was die Nervenschwäche verbannen müßte. Stimmen Sie mir darin nicht bei, Mr. Willoughby?"

„Ich bin kein Arzt, Mrs. Percy."

„Es ist Ihnen," unterbrach ihn Mrs. Percy, „jedoch besser gelungen, Karolinen das Blut in die Wangen zu treiben, als dem Doktor Everard."

„Tante,“ rief die junge Dame; „es war Ihr Angriff auf meine Lieblingsbeschäftigung, der mich aufgeregt hat.“

„Nur Nervenschwäche,“ sagte Mrs. Percy lachend; „ich will Dich heute nicht mehr plagen, besonders da ich Haushaltungsarbeiten zu besorgen habe, die meine unmittelbare Oberaufsicht erfordern. Mr. Willoughby wird mich entschuldigen.“

Mrs. Percy verließ das Zimmer.

„Und nun,“ sagte Frederik Willoughby zu Miß Percy, „bitte ich Sie, zur passenden Beendigung des Streites eins von Ihren Lieblingsliedern zu singen.“

„Unter einer Bedingung,“ antwortete Karoline Percy mit einem bittenden Blicke ihrer dunklen Augen, als sie sich an das Pianoforte begab.

„Sie ist gewährt.“

„Daß Sie mir ehrlich sagen, wenn Sie des Hörens müde geworden sind.“

Miß Percy setzte sich an das Pianoforte und spielte ein brillantes und schönes französisches Rondeau, worauf sie einige Arien aus Opern von Mozart und Rossini sang. Ihre Stimme war ein Sopran von gutem Klange und an Umfang und Kraft bedeutend. Die Mängel einer gewöhnlichen musikalischen Erziehung wurden durch die Feinheit ihres Ohrs zum größten Theile ausgeglichen. Selbst bei den schwierigsten Passagen der großen Meister war keine Dissonanz, keine falsche Cadenz zu hören.

Endlich schloß sie trotz Willoughby's Bitten ihre Notenbücher. Sie stand indessen noch nicht vom Pianoforte auf. Die Tasten langsamer und ausdrucksvoller anschlagend, sang sie mit leisem, klagendem Tone einige schottische und irische Balladen. Nach Beendigung einer ihrer Lieblingsmelodien wendete sie sich zu dem jungen Manne und begegnete seinen bewunderungsvoll auf sie gehefteten Augen.

„Sie lieben also wirklich die Musik?“ fragte Miß Percy lächelnd.

„Leidenschaftlich.“

„Sie haben natürlich die besten Sänger und Sängerinnen — ich meine die angesehensten im Opernhause und den Theatern gehört.“

„Ja, häufig.“

„Und doch können Sie mir zuhören?“

„Mit größerem Vergnügen, Miß Percy, als ich jemals einen von Jenen zugehört habe.“

„Das sagen Sie nur, um mir ein Kompliment zu machen,“ bemerkte die Dame, „während ich die ernstlichsten Gründe habe, um Ihre wahren Ansichten zu ermitteln.“

„Ich versichere Ihnen, daß ich im Ernste spreche,“ sagte Frederik Willoughby. „Die Sänger und Sängerinnen, welche ich im Theater gehört habe, besitzen häufig große musikalische Fähigkeiten und eine wunderbar glänzende Herrschaft über ihre Stimmen — die Früchte eines vieljährigen Studiums; aber ich höre sie nicht

mit Entzücken; sie kitzeln das Ohr, vermögen jedoch das Herz nicht zu erreichen. Ich kann die Ueberzeugung nicht verbannen, daß sie eine Rolle spielen und nicht die glühenden Gefühle ihrer Seele in Worten ausströmen lassen, welche hoch über die lieblichsten Klänge der Dichtkunst emporsteigen."

„Wie werde ich von dieser Kritik betroffen?"

„Sie sind gerade das Gegentheil von Jenen; vielleicht nicht so hoch und künstlerisch ausgebildet, aber Sie singen natürlich, mit großer Vortrefflichkeit in Bezug auf die Ausführung und entschiedener Gewalt über die Gefühle."

„Ich will mich offen erklären," sagte Miß Percy mit einiger Verlegenheit. „Sie sind so freundlich gewesen, mein Vorlesen und Singen höchlichst zu beloben. Hierdurch sind Sie unwillkürlich zum Mitschuldigen meiner Eitelkeit geworden, die mich antreibt, ein theatralisches Engagement zu versuchen."

„Sie, Miß Percy, ein theatralisches Engagement."

„Warum sind Sie überrascht? Denken Sie, daß ich keine vernünftigen Aussichten auf Erfolg habe?"

„Sprechen Sie wirklich im Ernst?"

„Allerdings."

„Aber Ihre Tante. Hat Ihr Vorhaben keine anderen Hindernisse als die Gefahr des Mißlingen?"

„Ich verstehe Sie, Mr. Willoughby," antwortete

Miß Percy. „Es sind Hindernisse in Bezug auf das Zartgefühl vorhanden, die zu übersteigen das Weib gerüstet sein muß, ehe es sich der Beurtheilung einer gemischten Zuhörerschaft aussetzen kann. Ferner sind Vorurtheile gegen Schauspielerinnen und Sängerinnen von Profession vorhanden, die zwar ungerecht sein mögen, aber ohne allen Zweifel doch peinlich und ärgerlich sind. Ich muß jedoch immer noch die Frage wiederholen, ob Sie denken, daß ich keine vernünftigen Aussichten auf Erfolg habe."

„Keineswegs."

„Da ich einmal von dem Gegenstande spreche, so will ich Ihnen den Hauptgrund angeben, von welchem ich beeinflußt werde. Die Einkünfte meiner Tante sind ungemein beschränkt, und ich hänge ausschließlich von ihr ab. Wenn ich daher Talente besitze, welche ein anständiges Einkommen zu gewähren vermögen, so halte ich es für meine Pflicht, sie auf das Vortheilhafteste zu verwenden."

„Der Beweggrund ist für Sie ein sehr ehrenvoller, Miß Percy, und dennoch wage ich es, Ihnen vorzustellen, daß Sie den Gegenstand sorgfältig in Betracht ziehen sollten, ehe Sie Ihren Vorsatz ausführen."

„Das ist meine Absicht."

Die Gefühle, welche durch die offene Mittheilung Karoline Percy's in Frederik Willoughby's Herzen erregt wurden, waren von einer merkwürdig gemischten

Natur. Das Hervorragendste derselben war jedoch das schmeichelhafte Bewußtsein, von einer jungen, schönen und feingebildeten Dame zum vertrauten Rathgeber und Freunde gewählt worden zu sein. Wahrscheinlich war es unter dem Einflusse dieses Gefühls, daß er mit Nachdruck sagte:

„Wenn ich Ihnen auf irgend eine Weise beistehen kann, Miß Percy, so gebieten Sie ganz über meine Dienste."

„Sie sind sehr gütig," antwortete Miß Percy mit dankbarem Erröthen. „Tante Perry und ich sind beinahe Fremde in dieser Stadt. Wir haben nur wenige Freunde und sehen fast gar keine Gesellschaft. Ich werde bei meinen theatralischen Studien, wenn ich noch auf meinem Entschlusse, mich der Bühne zu widmen, beharre, von verständigen Beurtheilungen Vortheil zu ziehen suchen."

„Das ist allerdings das Beste."

„Wenn Sie sich herbeilassen wollen, mich von Zeit zu Zeit anzuhören," sagte Karoline Percy mit einem strahlenden Lächeln, „und wenn Sie mir versprechen, mich nicht als parteiischer Freund, sondern als strenger Kritiker zu betrachten, so werden Sie mir einen wahren Dienst leisten."

„Aber ich bin kein Kritiker," antwortete Willoughby überrascht.

„Es sind weniger die Regeln der Kunst, als die Lehren der Natur, welche ich mir anzueignen suche.

Ich höre aber den Schritt meiner Tante, und da mein Plan ihr noch ein Geheimniß ist, so wollen wir von etwas Anderm sprechen.“

Mrs. Percy trat wieder in das Zimmer und kurz darauf entfernte sich Frederik Willoughby.

Siebentes Kapitel.

Der Broadway. — Der Besuch bei Doktor Everard.

Frederik Willoughby ging langsam dem Broadway zu, als er durch die Töne einer ihm nicht unbekannten Stimme aus seinen Träumen geweckt wurde.

„Was ist das, Willoughby — ein junger Mann von einundzwanzig Jahren in tiefer Betrachtung!“

Der junge Mann blickte auf und sah Wilfred Montressor, den Reisenden.

„Ah, Mr. Montressor,“ sagte er lächelnd; „es handelt sich um eine Dame.“

Montressor nahm den jungen Mann unter dem Arme und sie gingen mäßigen Schrittes weiter.

„Sie haben durch Ihr Geständniß meine Neugier erregt, Frederik; wer ist die Dame?“

„Vergleichsweise eine Fremde, — Miß Karoline Percy. Sie wohnt in dieser Straße nur wenige

Häuser von der Stelle, wo Sie mich eingeholt haben, entfernt.“

„Karoline Percy!“ sagte Montressor nachdenklich vor sich hin.

Frederik Willoughby fuhr fort:

„Miß Percy war am vergangenen Sonnabend mit ihrer Tante auf dem Broadway und hatte auf der Straße eine Art von Ohnmacht. Glücklicherweise stand es in meinen Kräften, ihr einen kleinen Dienst zu leisten. Ich sage: glücklicherweise, weil ich dadurch eine sehr angenehme Bekanntschaft gemacht habe. Sie ist offen, aufrichtig, intelligent, gebildet und schön.“

„Ein Verzeichniß von wahrhaft wünschenswerthen Eigenschaften, Mr. Willoughby. Habe ich Sie in Bezug auf die Zeit, seit welcher Sie die Dame kennen, recht verstanden?“

„Seit vergangenem Sonnabend.“

„Und Sie haben sich vielleicht zwei Stunden gesehen.“

„Nicht länger.“

„Die Schönheit vermag das Auge eines Bildhauers mit einem Blicke zu ermessen; aber Sie haben eben so leicht auch Offenheit und Aufrichtigkeit entdeckt.“

„Miß Percy scheint das zu sein, als was ich sie beschrieben habe.“

„Sie beurtheilen den menschlichen Charakter also nach dem ersten Eindrucke. Es ist der verderblichste

Irrthum der Jugend und Unerfahrenheit, den Schein der Dinge für die Dinge selbst zu halten."

„Ist es weiser, bei Andern stets Täuschung zu argwöhnen?"

„Die Täuschung liegt in uns selbst," antwortete Montressor; „wir werden durch unsere Interessen, unsere Vorurtheile und unsere Leidenschaften irre geführt, und wenn unsre Irrthümer klar an den Tag treten, so versuchen wir dieselben Anderen schuld zu geben. Derjenige, welcher sich über einen falschen Freund beklagt, spricht sich selbst das Verdammungsurtheil, denn kein Mensch sollte seine Freundschaft eher gewähren, als bis er nicht blos das Gesicht, sondern auch das Herz seines Nächsten erforscht hat."

„Ist das möglich?"

„Die Linien des Alters prägen sich den Zügen des Menschen nicht unverwischbarer auf, als Wahrheit und Ehre seinen Worten und Thaten. Sie brauchen nur ruhig erforscht und unparteiisch erwogen zu werden."

„Aber die Liebe?"

„Liebe ist die duftige, köstliche Blume, welche die Leidenschaft auf das Immergrün der Freundschaft pfropft."

„Und doch entspringt sie oftmals unwillkürlich einem Blicke."

„Ja, die Liebe des Thoren, des Blödsinnigen, des Wahnsinnigen, der seine Seele um einen Kuß ver-

tauschen würde. Der Mann von gesundem Menschenverstande wird sich vor einer so großen Thorheit hüten."

Das Summen und die Tritte der Fußgänger und das Rasseln von Karren und Omnibussen auf dem Broadway unterbrach das Gespräch. Die beiden Männer setzten ihren Spaziergang fort, indem sie von Zeit zu Zeit ein paar Worte über die Ereignisse des Tages austauschten. Als sie an die Ecke von Bond-Street gelangten, blieb Frederik Willoughby mit seinem Begleiter stehen.

„Kommen Sie mit mir nach Hause," sagte der junge Mann, indem er nach seiner Uhr blickte; „wir werden meine gute Mutter am Theetische überraschen."

Montressor zögerte.

„Kommen Sie mit," fuhr Willoughby eifrig fort, „sie ist allein und wird sich freuen, Sie zu sehen."

„Ich nehme Ihre Einladung an," entgegnete Montressor; „aber unter der Bedingung, daß Sie mich nachher auf einem Besuche zu einem meiner Freunde begleiten."

„Mit Vergnügen."

„Sie machen gern neue Bekanntschaften," fügte der Reisende mit einem ernsten Lächeln hinzu, „und ich glaube nicht, daß Sie diejenige, welche Ihnen durch mich zu Theil werden soll, bedauern werden."

Die Prophezeihung Frederik Willoughby's in Be-

zug auf seine Mutter erwies sich nicht als richtig. Sie war, wie Mrs. Weston, die Haushälterin, den jungen Männern mittheilte, an das Bett einer lieben Freundin und Verwandten, Mrs. Isabella Hopkins gerufen worden, und man wußte nicht, wann sie heimkehren würde.

Der Theetisch stand jedoch mit seinem erquickenden Getränke und seinen Delikatessen in der Mitte des Theezimmers, und an ihm waltete die Haushälterin, Mrs. Weston. Eine Stunde verging in dem ruhigen Genusse der Abendmahlzeit und ein paar Blicken auf die Zeitungen.

Die herannahende Dunkelheit erinnerte Montressor an sein für den Abend gegebenes Versprechen.

„Doktor Everard ist ein Mann von tiefer, vielseitiger Gelehrsamkeit,“ sagte Montressor, nachdem er seinem jungen Freunde mitgetheilt hatte, wem der Besuch gelte; „und überdies hat er eine Tochter.“

„Ein Wink, mein lieber Sir, daß wir den Spiegel zu Rathe ziehen müssen, ehe wir uns zu dem Doktor begeben. Kommen Sie mit mir in mein Ankleidezimmer.“

Kurz darauf, als eben Frederik Willoughby die Straßenthür öffnete, kam ein Gentleman die äußeren Stufen herauf.

„Sie gehen aus, Willoughby? Es freut mich, daß ich Sie noch finde.“

Der Neuangekommene war Alfred Tracy.

Da der junge Mann Schritte in der Halle hörte, hielt er inne, bis er im Lichte der dort brennenden Lampe die Person Wilfred Montressor's erkannt hatte. Er fuhr, mit einer höflichen Verbeugung gegen Willoughby gewendet, fort:

„Ich komme, um Ihnen über die Folgen unsers Abenteuers von heute Morgen Bericht zu erstatten; da Sie aber jetzt beschäftigt sind, so will ich es auf ein anderes Mal verschieben."

„Auf morgen, Tracy."

„Unterdessen," sagte Alfred Tracy, indem er ihm ein versiegeltes Paket übergab, „besichtigen Sie, wenn Sie Muße haben, den Inhalt dieses Couverts."

Frederik Willoughby steckte das Paket nachlässig in seine Tasche, ohne einen Blick auf die Umhüllung zu werfen.

Wilfred Montressor und der junge Mann verließen das Haus der Mrs. Willoughby in Gesellschaft, und wendeten sich, über allgemeine Gegenstände sprechend, dem Broadway zu. An der Ecke des Broadway mit Bond-Street trennte sich Alfred Tracy von den andern Beiden, indem er Frederik Willoughby versicherte, daß er ihn am folgenden Morgen unfehlbar aufsuchen würde.

Das Erscheinen Alfred Tracy's hatte Willoughby wieder an die Scene im Klubhause erinnert, und nach seinem Verschwinden erzählte der junge Mann seinem

Begleiter die einzelnen Umstände der Sache mit der größten Offenheit.

Montressor hörte seinen Bericht, wie es schien, mit Aufmerksamkeit an.

„Das Zeugniß des Kellners war gegen den sogenannten Kapitän und seinen Freund überführend?“ sagte endlich Willoughby mit fragendem Tone.

„Vollkommen,“ antwortete der Reisende ernst.

„Die Leute waren Betrüger.“

„Ohne Zweifel.“

„Es ist mir höchst unangenehm, entdecken zu müssen, daß ich einige Stunden lang, wenn auch ohne es zu wissen, mit Männern von so niedrigem Charakter umgegangen bin.“

„Und doch,“ sagte Montressor ernst, „darf Derjenige, welcher ein öffentliches Spielhaus besucht, in Bezug auf die Personen, mit welchen er umgeht, nicht zu wählerisch sein.“

„Was diese Personen betraf,“ entgegnete Willoughby, „so hatte ich die Versicherung meines Freundes Tracy, daß sie Gentlemen von der höchsten Achtbarkeit aus dem Süden seien — aber er ist von ihnen ohne Zweifel eben so sehr getäuscht worden, wie ich.“

„Sie sind also durch Alfred Tracy mit diesen Abenteurern bekannt geworden?“

„Ja.“

„Haben Sie dieselben zu irgend einer andern

Zeit in Gesellschaft anderer Herren von Ihrer Bekanntschaft getroffen?"

„Ich habe sie nur zwei bis drei Tage gekannt, und sie nirgends anders als in dem Klubhause gesehen."

„Sie sind mit dem jungen Tracy sehr vertraut, Frederik; haben Sie die feste Ueberzeugung von seiner Redlichkeit?"

„Ich habe die Tracy's erst vor Kurzem kennen gelernt. Der ältere Bruder gilt für reich, und Alfred ist ein junger Lebemann von vielleicht etwas laxer Moralität, aber doch unterhaltend, unterrichtet, von gentlemännischen Sitten und strenger Ehrenhaftigkeit."

„Und seine Mittel?"

„Er hängt von seinem Bruder ab," sagte Willoughby, „und ist der wahrscheinliche Erbe des Vermögens desselben. Seine kostspielige Lebensweise läßt auf eine reichliche Unterstützung von seinem Bruder schließen."

„Es erscheint mir seltsam," sagte der Reisende nach kurzer Ueberlegung, „daß ein Mann von beschränktem Verstande und kargen Gewohnheiten, wie Owen Tracy, gegen einen Andern so freigebig ist, daß er ihn zum Gegenstande eines Komplotts, um ihn zu plündern, macht."

Die Wohnung Doktor Everard's war ein bescheidenes Backsteingebäude von zwei Stock Höhe, in der Nähe von Washington-Square.

Während Montressor noch sprach, bemerkte er im Abenddunkel, daß er sich dem Eingange des Hauses des Doktors näherte. Er klingelte und die Thür wurde bald von einem Domestiken geöffnet.

Die Herren wurden in einen elegant und geschmackvoll möblirten Salon von mäßiger Größe gewiesen. Im Kamin loderte ein munteres Nußholzfeuer, welches durch die feuchte Kälte des Wetters den Besuchern doppelt angenehm gemacht wurde.

Eine junge Dame in einem Abendkleide von weißem Musselin, die Tochter Doktor Everard's, spielte mit ihrem Vater Schach.

Ihre Züge strahlten von einem Lächeln des Triumphs. Der Doktor war durch die Lage des Spiels in augenscheinliche Verlegenheit gesetzt, und die junge Dame freute sich seiner Rathlosigkeit. Der vorwaltende Ausdruck ihres Gesichts, als sie ihre lachenden blauen Augen auf die von silbernem Haare umwallten Schläfe ihres Vaters heftete, war jedoch der ehrerbietiger Zärtlichkeit.

Ihr Gesicht war theilweise von dunkelbraunen Locken beschattet, welche ihre Wangen bedeckten und üppig bis auf ihren Hals und ihre Schultern reichten.

Die längsten Flechten waren in einem Zopfe an ihrem Hinterkopfe zusammengenommen und mit einem Bouquet natürlicher Blumen geschmückt.

Es lag etwas zugleich Auffallendes und Anziehendes in der Einfachheit ihrer Kleidung, der Grazie

ihrer Haltung und dem zärtlichen, triumphirenden aber doch höchst intellektuellen Ausdrucke ihres Gesichts.

Vor dem Kamin neben ihr lag ein schöner Bologneser Hund mit langem, weißem, krausem Haar.

Der Schachtisch stand drei bis vier Fuß von einem Mitteltische entfernt, auf welchem eine prächtige Astrallampe brannte.

„Ich bin matt! Helene," sagte Doktor Everard.

„Besucher! Papa," sagte die junge Dame leise, als ihr Blick auf die so eben in das Zimmer getretenen Herren fiel.

Doktor Everard stand auf und ging seinen Gästen entgegen.

Montressor stellte seinen Freund Mr. Frederik Willoughby vor und bemerkte, nachdem die ersten Förmlichkeiten vorüber waren, mit einem ernsten Lächeln:

„Wir haben Sie unterbrochen, Doktor!"

„Nein, Mr. Montressor, Ihr Erscheinen gewährt im Augenblicke der Niederlage eine gerade rechtkommende Abwechselung. Mein kleines Heer von Läufern, Springern und Bauern ist so eben gezwungen worden, dem Feinde seinen König abzutreten."

Die Herren näherten sich dem Schachtische und betrachteten die Lage des Spieles.

„Ihre Königin ist verloren, Doktor Everard," sagte Montressor, „und der König wird mit dem

nächsten Zuge matt sein. Sie sind von einem sehr sinnreichen und kräftigen Angriffe überrascht worden."

„Das Schach ist meine einzige Erholung. Andere Spiele sind mir wegen der großen Einfachheit ihrer Kombinationen oder ihrer Abhängigkeit vom Zufall zuwider. Das Schach erfordert die beständige Thätigkeit der Erfindungs- und Denkkraft — und dennoch mildert es die Geistesspannung, welche aus Berufsstudien und Geschäften entspringt. In der Taktik des Spieles bin ich jedoch Helenen nicht gewachsen."

„Der Papa ist mein Lehrer, und setzt einen größern Stolz in meine Tüchtigkeit als Schülerin, wie in seinen Ruf als Spieler," sagte Helene Everard mit einem munteren Lächeln.

„Du hast die geheime Philosophie des Spieles aus den Schriften Monsieur Alexandre's gestohlen. Du wirst nicht behaupten wollen, Helene," sagte der Doktor auf das Schachbret deutend, „daß ich Dir diesen verdeckten Angriff gelehrt hätte."

„Nein," sagte Miß Everard lachend, „es ist ein glänzender Plan, der theils dem Franzosen, theils mir angehört. Sie sind hierbei an jeder Verantwortlichkeit, außer der in die Falle gelockt worden zu sein, schuldlos."

Hierauf wendete sie sich zu Montressor und fragte: „Lieben Sie das Schach?"

„Ich spiele nicht oft," antwortete Montressor;

„aber es ist ein wahrhaft schönes Spiel, und es hat die Mußestunden einiger von den berühmtesten Philosophen und Staatsmännern der ältern und neuern Zeit ausgefüllt. Sein Ursprung verliert sich in den fabelhaften Chroniken der östlichen Nationen. Die Asiaten lieben noch heutzutage das Schach mit Leidenschaftlichkeit und erhöhen das Interesse, welches sie an seinen Wechselfällen finden, durch die ausschweifendsten Wetten. Ihre Schachbreter sind elegant und die Figuren — die Könige und Königinnen, Läufer und Springer, Elephanten und Fußsoldaten — köstlich geschnitzte und reichbemalte Miniaturstatuen von reinem Elfenbein."

„Sind sie gute Spieler?" fragte Frederik Willoughby.

„Der außerordentlichste Spieler, den ich je gesehen habe, war ein Bramine am Hofe eines der kleinen indischen Fürsten. Seine Fruchtbarkeit an Hilfsquellen und grenzenloser Erfindungsgabe zeigten sich in der erstaunlichen Vielfältigkeit seiner Kombinationen. Jeder Irrthum seines Gegners, wie klein und anscheinend unwichtig er auch sein mochte, wurde für denselben verderblich. In einem solchen Falle wurde der Zuschauer zuweilen durch das unwiderstehliche Vordringen der leblosen Elfenbeinstatuetten in athemloser Spannung erhalten."

„Und der Spieler war ein Mann, der mit Geistern in Verkehr stand," fiel Miß Everard schnell ein.

„Ernst, schweigsam und in sich versunken."

„Es liegt in den Kombinationen des Schachbrets ein geheimnißvoller unbeschreiblicher, wenn auch keineswegs unabschätzbarer Einfluß. Ich habe mich zuweilen weniger durch eine Thätigkeit meiner Vernunft, als durch eine Eingebung, welche aus der geistigen Einheit der Absicht der Figuren selbst hervorzugehen schien, in meinen Zügen vorwärts getrieben gefühlt."

„Der Hindostanische Bramine hat mich einst mit einer ähnlichen Idee in Erstaunen gesetzt," bemerkte Montressor. „Ich spiele nach dem Befehle der Figuren, antwortete er ernst auf eine von meinen Fragen."

„Das Gefühl ist am lebhaftesten," fuhr Helene Everard fort, „wenn ich mir bewußt bin, daß meine Stellung mit den Grundgesetzen des Spieles im Einklange steht."

„Es giebt merkwürdige, verwickelte, unerklärliche Verblendungen der Denkkraft," sagte Montressor — „dies ist wahrscheinlich eine von ihnen."

„Auf der andern Seite," antwortete Doctor Everard, „enthält Helenens Erfahrung vielleicht den Keim eines tiefen Gedankens — daß alle Erzeugnisse der Natur und Kunst nicht blos ein materielles, sondern auch ein geistiges Dasein besitzen."

„Die alten Griechen bekleideten ihre Berge und Thäler, ihre Wälder und Flüsse mit dem Zauber der Romantik, indem sie dieselben mit imaginären Wesen: Satyren, Dryaden, Nymphen und Schutzgottheiten ver-

schiedener Arten bevölkerten. Der Zauberstab der Wissenschaft hat alle diese Geister, gleichviel ob sie gute oder böse waren, in das Reich der Poesie und Fabel verbannt. Kann sie dieselben durch wirkliche lebende Schöpfungen ersetzen?" fragte Montressor.

„Die Seele des Menschen," sagte Doktor Everard, „ist ein unzerstörbares und unsterbliches, mit seltenen, hohen Fähigkeiten begabtes Ding. Wenn wir auf der Stufenleiter der animalischen Existenz hinabsteigen, so finden wir eine niedere geistige Entwickelung, die jedoch bis zu einem gewissen Grade mit der unsern sympathisirt. Wir lieben und hassen, billigen und mißbilligen."

„Ist es unvernünftig zu glauben, daß der Baum, welcher uns schützt, oder der Felsen, welcher uns eine Stütze gewährt, einen noch niederern Grad von geistigem Wesen besitzt, dessen Kundgebungen von den Sinnen nicht erkannt werden. Erlangen gewisse materielle Dinge ihren Einfluß auf uns nur durch die Macht der Ideenverbindung oder der Phantasie? Wenn ich in das Dorf zurückkehre, wo ich meine frühe Jugend verlebt habe, so scheinen die Bäume am klaren Bache, der Bach selbst und die grünen Hügel jenseits desselben mich eben so zu bewillkommnen, wie ich sie willkommen heiße. Kennen sie mich nicht mit einer dämmerigen, ungewissen Kenntniß? Wenn sie auch nicht durch sichtbare Zeichen oder hörbare Töne zu mir sprechen, wie mein Hund oder mein Spottvogel,

so möchte ich wissen, ob es nicht noch andere ihren Fähigkeiten angemessene Weisen des geistigen Verkehrs giebt?"

„Sie verschmelzen die Theorie der Natur mit der Freiheit der Poesie," sagte Montressor.

„Man kann," fuhr der Doktor fort, „die Werke der Kunst und selbst die Kombinationen eines Schachbrets für eines komplicirten, aber doch erkennbaren Zustandes des geistigen Lebens fähig halten."

„Ist dafür ein Beweis vorhanden? Doktor!"

„Wenn man unsere täglichen Erfahrungen richtig betrachtet, so findet man, daß sie einen Ueberfluß von Beweisen dafür darbieten; aber der menschliche Geist neigt sich heutzutage einem groben Materialismus zu. Die geistigen Kräfte des Weltalls werden über dem Forschen nach der Natur und dem Zustande ihrer materiellen Organisation unberücksichtigt gelassen."

„Ich habe mich zu der Theorie meines Vaters bekehrt," sagte Helene enthusiastisch. „Ich bemerke überall ein geistiges Leben — in der Majestät des Waldes sowohl wie in dem Seufzen des klagenden Nachtwindes — in dem lächelnden Thale mit seinen wallenden Getreidefeldern eben so wie in dem hohen Gletscherberge. Und die Blumen — verbirgt sich nicht das Frühlingsveilchen mit einem Gefühle echter Schamhaftigkeit in dem aufsprießenden Grase; sind sich nicht die Moosrose und der Heliotrop ihrer Schönheit und ihres Duftes bewußt? Der wohlwollende Schöpfer

hat so schöne Gegenstände sicherlich nicht gemacht, ohne ihnen die Fähigkeit des Genusses und der Selbsterkenntniß zu verleihen."

Das Mädchen erröthete, als sie bemerkte, daß ihre einfache, aber eindringliche Rede, die bewundernden Blicke ihrer Zuhörer auf sie gelenkt hatte.

„Ich predige," sagte sie mit munterem Lachen, „und das ist der Beruf meines Vaters."

„Zur Strafe," bemerkte Doktor Everard, „verurtheile ich Dich zu einer Partie Schach mit Mr. Willoughby."

„Für mich ist es keine Strafe," sagte der junge Mann mit einer Verbeugung gegen Miß Everard.

„Und für mich eben so wenig, außer wenn Sie schlecht spielen," antwortete die Dame lächelnd.

Frederik Willoughby nahm an dem Spiele tiefes Interesse, jedoch nicht ein so tiefes, daß er vergessen hätte, die schlanken Finger der kleinen, weißen Hand zu bemerken, welche die feindlichen Kräfte auf dem Schachbret lenkte, oder den von einem leichten Marroquinschuh beschützten, zarten Fuß zu sehen, welcher unter den Falten des Kleides Helene Everard's herverschaute.

Doktor Everard und Montressor schritten im Zimmer auf und ab und unterhielten sich leise — Anfangs über persönliche Gegenstände, sodann aber über metaphysische und philosophische Punkte.

Der Doktor verbreitete sich ernstlich über die

Theorie des geistigen Verkehrs menschlicher Wesen miteinander, wie er durch die Phänomene des Mesmerismus angedeutet wurde.

„Die Abgeschmacktheiten und Charlatanerien vieler Schriftsteller über animalischen Magnetismus," sagte Doktor Everard, „können von dem redlichen Forscher nach Wahrheit nicht streng genug getadelt werden; aber es ist unmöglich, einer großen Anzahl von merkwürdigen und glücklichen Experimenten in diesem Zweige des modernen Wissens seinen Glauben zu versagen."

„Ist Ihr Glaube an das Vorhandensein mesmerischer Phänomene auf persönliche Beobachtung oder auf Zeugnisse Anderer gegründet, Doktor?"

„Auf beides. Ich habe in einer Menge von Fällen, wo Krankheiten des Nervensystems im Spiele waren, durch die bloße Ausübung des Willens gegen den Patienten die wunderbarsten Resultate hervorbringen sehen."

„Meine Zweifelsucht ist tief eingewurzelt," sagte Montressor; „aber ich versage genügenden Beweisen nie die Ueberzeugung meiner Urtheilskraft."

„Ich habe in der letzten Zeit eine junge Dame behandelt, deren Nervensystem sich in einem höchst erregbaren Zustande befindet," sagte Doktor Everard. „Ihr Unwohlsein — eine Art von Ohnmacht — verschwand bald und hinterließ nur wenig Erschöpfung und keine Besorgnisse eines zweiten Anfalls. Als ich

jedoch die große Empfänglichkeit ihrer Nervenorganisation entdeckte, fand ich mich bewogen, eine Reihe mesmerischer Experimente mit ihr zu beginnen. Das Resultat ist ein staunenerregendes gewesen. Sie ist eine intelligente Person und vermag daher ihre Gefühle und Eindrücke klar und verständig zu beschreiben."

„Ist sie auch ein Mädchen von Zuverlässigkeit?"

„Ich habe keinen Grund, ihr zu mißtrauen — Miß Percy ist eine Dame von guter Erziehung und gebildeten Sitten."

Montressor dachte schweigend über die so eben erhaltenen Mittheilungen nach.

„Es würde mir angenehm sein," bemerkte er endlich gegen Doktor Everard, „wenn ich Ihren Experimenten mit dieser Person beiwohnen und in den Stand gesetzt werden könnte, mir selbst ein Urtheil zu bilden."

„Ich will die Dame befragen, Mr. Montressor, und wenn sie einwilligt, gern mit Ihnen bei ihr zusammentreffen."

Die Schachpartie zwischen Frederik Willoughby und Helene Everard endete nach einem hartneckigen Kampfe mit der Niederlage des Erstern.

Als er sich, von seinem Freunde Montressor aufgefordert, erhob, bemerkte Willoughby:

„Ein anderes Mal, Miß Everard, hoffe ich auf besseres Glück."

Bald darauf entfernten sich die beiden Herren.

Achtes Kapitel.

Die Verhaftung der Räuber.

Nach seiner Heimkehr theilte Hugh Simonson seinen Vorsatz, im Hause Mr. Hubert Elston's, Nr. 104 Bleecker-Street, einzubrechen, seinen Kameraden Andrew Williams mit.

Das Gesicht des armen Williams zeigte die trübe Festigkeit der Verzweiflung.

„Ich habe Euer Geld angenommen, Mr. Simonson," sagte der Mann düster, „und ich habe versprochen, mit Euch zu gehen; aber ich fürchte, daß es einen schlimmen Ausschlag nehmen wird."

„Unmöglich, Williams," antwortete Simonson hastig; „ich habe das Terrain rekognoscirt, und fühle mich des Gelingens sicher."

„Mein Miethzins ist bezahlt, und man kann also meine arme Frau nicht aus dem Hause werfen; mit mir mag man thun, was man will."

„Heitert Euch auf!“ rief Hugh Simonson, „es ist vielleicht natürlich, daß Ihr ein wenig Aengstlichkeit fühlt; ich bin selbst das erstemal, wo ich auf die Arbeit hinausging, ängstlich gewesen; aber Ihr werdet Euch bald daran gewöhnen.“

„Mr. Simonson,“ sagte Williams fest, „ich habe einen Eid auf die Bibel geschworen, daß ich nie wieder die Rechte Anderer und die Gesetze meines Vaterlandes verletzen werde. Ich werde jetzt durch meine Noth dazu getrieben.“

„Ein Eid!“ antwortete Jener mit einem rohen Lachen; „ich werde Euch nicht zwingen ihn zu halten oder zu brechen. Ihr seid frei.“

„Heute Nacht werde ich Euch folgen.“

„Nun, kommt zwischen Elf und Zwölf in mein Zimmer hinab, Ihr werdet mich dort finden.“

Williams brachte die übrigen Stunden des Abends bei seiner kranken Frau zu. Er war freundlich und aufmerksam — sogar in einem noch höhern Grade als gewöhnlich — und doch lag auf seinen Zügen ein Ausdruck tiefer Wehmuth, welcher seine Bewegungen zu hemmen schien. Ein paar Mal lenkte dieser Ausdruck die Aufmerksamkeit der Mrs. Williams bei allen ihren Leiden stärker auf ihren Gatten; aber sie wußte, daß er von vielen Ursachen zur Abspannung und zum Schmerze gedrückt wurde und enthielt sich tiefereingehender Fragen.

Als die Kinder sich zur Ruhe begeben hatten,

setzte sich Williams an das Bett seiner Frau und las auf ihre Bitte ein Kapitel aus der Bibel. Hierauf sprach sie lange und eindringlich über die Aussichten der Familie nach ihrem Tode mit ihm. Sie forderte ihn auf, sich auf's Aeußerste anzustrengen, um den Knaben eine angemessene Erziehung zu ertheilen und sie nützliche und achtbare Gewerbe lernen zu lassen. Sie verbreitete sich über die guten Eigenschaften ihrer Tochter Jane und die Fähigkeit derselben, trotz ihrer Jugend, die Geschäfte der Haushaltung zu besorgen. Endlich wurde sie erschöpft und versank allmälig in einen tiefen Schlaf.

Andrew Williams blickte eine volle Stunde lang auf die ruhigen, heitern, aber abgezehrten Züge seiner Frau. Hierauf erhob er sich mit einem tiefen Seufzer von dem Schemel, auf welchem er gesessen hatte, löschte das Licht aus und entfernte sich vorsichtig aus dem Zimmer. Er stieg auf den Zehen die Treppe hinab, um mit seinen Tritten kein Knarren zu verursachen und ging leise auf Hugh Simonson's Thür zu.

Der Dieb war beim schwachen Lichte einer lackirten Blechlampe damit beschäftigt, aus einem mit mechanischen Werkzeugen und anderen Gegenständen gefüllten Kasten diejenigen Hilfsmittel zu wählen, welche er zur Ausführung seines Diebstahlsplanes für nöthig hielt. Schon ehe Williams eingetreten war, hatte er auf einen Tisch neben sich ein großes Bund mit Dietrichen, eine Blendlaterne, eine Feile, einen Schrau-

benzieher, ein kleines Beil und zwei bis drei Messer mit Klingen von eigenthümlicher Art gelegt.

„Diese Dinge sehen aus, wie schwere Arbeit,“ sagte Hugh Simonson, als sich ihm Williams näherte und das Heer von Werkzeugen und Nachschlüsseln mit einem forschenden Blicke betrachtete. „Unser Stand muß erlernt werden wie ein Handwerk; aber man erhält dafür auch hohen Lohn.“

„Der Lohn der Sünde ist der Tod,“ murmelte Williams halb unbewußt mit leisem, gedämpftem Tone.

„Was ist das, Williams — seid ihr verrückt?“

„Die Worte sind mir aus einem Bibelkapitel, welches ich soeben meiner Frau vorgelesen habe, in's Gedächtniß gekommen.“

„Ihr habt die Bibel gelesen?“ rief der Dieb lachend. „Eure Studien werden Euch im Gewerbe bedeutend vorwärts helfen; aber ernstlich gesprochen, Williams, ich zweifle, ob Ihr den Muth eines Mannes habt.“

„Fürchtet um meinetwillen nicht, Simonson.“

„Die Bibel!“ murmelte Hugh Simonson mehrmals vor sich hin. Hierauf ging er an einen kleinen Verschlag, welcher an das Zimmer stieß, und sagte zu seinem Kameraden:

„Kommt, Williams, und trinkt ein Horn und laßt diesen verdammten Unsinn bei Seite. Wir haben viel zu thun.“

Die Männer tranken einander schweigend ein Glas von etwas mit Wasser verdünntem Cognac zu.

„Es muß beinahe Mitternacht sein," bemerkte Simonson, indem er die Flaschen und die geleerten Gläser wieder in den Verschlag stellte; „und jetzt an's Werk."

Der Dieb kehrte zu seiner früheren Beschäftigung zurück. Er nahm ein paar große Leinwandsäcke aus den Kasten und reichte sie Andrew Williams hin.

„Rollt sie so fest wie möglich zusammen und steckt sie in Eure Rocktaschen."

Williams folgte seinen Weisungen.

„Hier sind zwei Eisenstangen," fuhr Simonson fort, indem er sie seinem Kameraden zeigte — „sie können uns sehr nützlich werden. Ihr mögt sie in Euern Rockärmeln versteckt tragen, bis wir aus den Straßen kommen."

Hugh Simonson verschloß jetzt den Kasten und schob ihn mit seinem noch übrigen Inhalte unter den Tisch. Er besichtigte die von ihm ausgewählten Geräthschaften eine nach der andern und versteckte sie in seinen Kleidern. Endlich nahm er seine Blendlaterne vom Tische, winkte Williams, ihm zu folgen, und die Beiden gingen, ohne einen von den übrigen Bewohnern des Hauses zu wecken, auf die Straße hinaus.

Die Nacht war pechschwarz. Der Himmel war mit einem Bahrtuche von dichten, schweren Wolken überdeckt, durch welches kein einziger Stern mit seinen

funkelnden Strahlen zu dringen vermochte. In der Entfernung von sechs Schritten war eine Menschengestalt im Freien selbst mit den schärfsten Augen nur in den engen Kreisen, welche theilweise von den Straßenlampen beleuchtet wurden, zu erkennen. Es herrschte weder Nebel noch Regen, aber die Sinne wurden unangenehm von der erkältenden Feuchtigkeit der Atmosphäre berührt.

Von den Werkzeugen ihres gesetzwidrigen Geschäfts etwas belästigt, schritten die Diebe auf dem geradesten Wege der Ecke von Houston-Street und dem Broadway zu. Die tiefe — fast greifbare Dunkelheit der Nacht war allerdings dem Gelingen ihres Unternehmens sehr günstig, verzögerte aber unmerklich die Ausführung desselben. Obgleich Hugh Simonson die Lokalitäten am Nachmittage auf das Sorgfältigste in Augenschein genommen hatte, verging doch eine Viertelstunde zwischen der Ankunft der Beiden an der erwähnten Ecke und der Entdeckung einer schmalen, hölzernen Thür in Mercer-Street zwischen Houston- und Bleecker-Street, welche Simonson zum ersten Angriffspunkte gewählt hatte.

„Dies ist die Stelle, Williams," flüsterte Simonsons endlich seinem Gefährten zu. „Gebt mir eine von den Stangen. Die Thür ist von innen verriegel, aber der Riegel ist ein altes, wackeliges Ding, welches der Kraft eines Kindes weichen würde; schaut

gut nach Vorübergehenden aus, Andrew, dann werden wir bald in Sicherheit sein."

Der Räuber nahm die Eisenstange, welche ihm sein Kamerad überreichte und steckte das eine Ende derselben in eine kleine Spalte der Thür. Mit einer nachhaltigen, aber mäßigen Anwendung seiner Muskelkraft stemmte er den Rand der Thür auf sich zu, bis die Nägel, womit der Riegel befestigt war, nachgaben und die Thür selbst sich frei in ihren Angeln schwenkte. Er öffnete sie vorsichtig, erfaßte Williams am Arme und zog ihn leise in den dunkeln, schmalen Gang. Nachdem er die Thür mit derselben Vorsicht hinter sich geschlossen hatte, blieb er ein paar Minuten lang in lauschender Haltung neben seinem Kameraden stehen.

„Das ist ein verzweifelt dunkler Platz," murmelte Williams mit leisen, bebenden Tönen.

„Pechschwarz, Nachbar," flüsterte der Räuber; „das ist aber um so besser. Seid still und folgt mir."

„Werden wir nicht am besten thun, es aufzugeben, Mr. Simonson?"

„Narr!" murmelte der Dieb zwischen den geschlossenen Zähnen hervor.

Hugh Simonson schritt ihm in dem schmalen Gange voraus, indem er bei jedem Schritte vorsichtig umhertastete. Er hatte nach wenigen Augenblicken sicher einen kleinen Hof oder Garten hinter dem Gebäude, zu welchem der Gang gehörte, erreicht. Jetzt lenkte er die Aufmerksamkeit seines Kameraden

auf eine Fenz, die sich zur Rechten befand, und der sie sich langsam näherten. Mit Hilfe einer langen Kiste, auf die sie zufällig stießen, kletterten die beiden Männer über die Fenz und setzten ihren Weg in den anstoßenden Garten fort.

„Noch eine Fenz, Williams," flüsterte Hugh Simonson seinem Nachbar zu, „und dann ist der Weg offen."

Diese Worte waren kaum über die Lippen des Räubers gekommen, als Andrew Williams seinen Arm erfaßte, und mit vor Schrecken bebender Stimme murmelte:

„Wir sind verloren — es kommt Jemand."

„Schweigt, Mann!"

Man vernahm deutlich einen eigenthümlichen Schall, als ob sich ihnen Jemand nähere. Simonson legte seine Hand auf die Schulter seines Kameraden und flüsterte:

„Kauert Euch nieder, Andy, es hat keine Gefahr, daß wir in dieser Finsterniß gesehen werden."

Die Schritte auf den Kiesgängen des Gartens wurden hörbarer. Andrew Williams zitterte vor Furcht. Er sank unbeweglich zu Boden.

Kurz darauf vernahmen die Lauscher das leise Knurren eines Hofhundes.

„Pah, es ist nichts als ein Hund," murmelte Simonson, der vorher einen gewissen Grad von Besorgniß gefühlt hatte; „ich bin auf ihn gerüstet."

Der Hund kam dem Räuber so nahe, daß seine weißen Zähne und glühenden Augen in der tiefen Finsterniß des Gartens sichtbar wurden. Sein Knurren ward allmälig lauter und rauher. Offenbar hatte er die Anwesenheit von Eindringlingen bemerkt und die geringste Bewegung, welche sie zum Rückzuge gemacht hätten, würde das Zeichen zu einem Angriffe von Seiten des Thieres gewesen sein.

In diesem Augenblicke griff Hugh Simonson in seine äußere Rocktasche. Der Hund sprang laut bellend auf ihn zu.

„Nimm das für Deine Mühe, und schließe Dein häßliches Maul," murmelte der Dieb, indem er ihm ein großes Stück frischen Fleisches in's Gesicht warf. Der Köder war glücklich gewählt. Das hungrige Thier zerriß den Leckerbissen knurrend und verzehrte ihn begierig.

„Hierher, Nachbar," rief Simonson, „wir haben Zeit gewonnen, um die Gartenmauer zu übersteigen."

Die Hoffnung des Entkommens verlieh Andrew Williams neue Kräfte. Er erhob sich ohne Beistand und ohne eine zweite Aufforderung abzuwarten, vom Boden und folgte Hugh Simonson.

Die Räuber gelangten bald an das untere Ende des Gartens und tasteten sich an einer sechs bis sieben Fuß hohen Backsteinmauer nach der Fenz zu ihrer Rechten hin. Diese Fenz war bedeutend niedriger als die Mauer und sie konnten ohne große Schwierigkeit

die Fenz erklettern und noch leichter die Gartenmauer übersteigen. Sie hielten sich mit den Händen oben fest und ließen sich auf der entgegengesetzten Seite herab gleiten.

Im nächsten Augenblicke vernahmen sie das leise Knurren des noch an den Ueberbleibseln seiner nächtlichen Mahlzeit kauenden Hundes. Er befand sich wieder auf der Fährte der Diebe und sie nahmen, als sie lauschend an der Mauer lehnten, an der Richtung der Töne wahr, daß er sich langsam der Stelle näherte, wo die Mauer mit der Fenz zusammenstieß. Sie bewegten sich nicht und athmeten kaum, um ihre Nähe den scharfen Sinnen des Hundes nicht zu verrathen; aber das kluge Thier, welches durch seine Untersuchung überzeugt zu sein schien, daß die Fremden das Gebiet seines Herrn verlassen hatten, hielt sich nicht lange in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft auf. Seine Bewegungen wurden unhörbar, sein Knurren verklang völlig, und es trat eine tiefe Stille ein, welche nur von den leisen Athemzügen der an der Gartenmauer Lauschenden unterbrochen wurde.

„Dort ist unsere Beute," flüsterte endlich Hugh Simonson seinem Begleiter zu, indem er ihm leise an der Schulter schüttelte.

Simonson's Stimme weckte Andrew Williams aus einer Reihe trauriger Betrachtungen. Er wurde nicht mehr durch die vorübergehende Festigkeit aufrecht erhalten, welche eine Vereinigung von Umständen und

Gefühlen seinen Vorsätzen ertheilt hatte. Die Gefahren, von denen er bereits bedroht gewesen war, überzeugten ihn davon, daß der Pfad des Verbrechens dornig und von Hindernissen erfüllt sei. Er besaß in den gewöhnlichen Konflikten in der Welt nur geringe Energie des Charakters und war nur schlecht zu einem Genossen gewaltsamer Thaten geeignet. Er sehnte sich, während er unter dem schwärzlichen Himmel an jener Gartenmauer stand, nach Hause — nach dem Hause seiner kranken Frau und seiner schlummernden Kinder.

Er lenkte seine Augen der Gebäudemasse zu, deren schwarze Umrisse sich im Dunkel der Nacht kaum unterscheiden ließen. Vor ihm schien Alles in undurchdringliche Finsterniß verhüllt zu sein. Der schwache Schimmer einer Lampe im obern Theile des ihnen schräg gegenüberliegenden Wohnhauses, war das einzige Zeugniß, welches das Auge von dem Vorhandensein der massiven Gebäude erhielt, von denen die Räuber auf allen Seiten umringt waren.

Plötzlich theilten sich die dichten Wolken, welche die Erde in Finsterniß verhüllten und für den Augenblick wurde ein schwacher Sternenschimmer sichtbar.

Im nächsten Momente wurden die Augen der Abenteurer von dem Glanze eines fallenden Meteors geblendet und hierauf wälzten sich die Wolken wieder träg zusammen und die Erde verhüllte sich in zehnfaches Dunkel.

„Es ist eine Warnung der Vorsehung," sagte Andrew Williams; „wir wollen umkehren, Simonson."

„Ihr vergeßt den Hund," murmelte Hugh Simonson.

Williams seufzte tief, gab aber diesem nachdrücklichen Winke keine Antwort.

„Wenn die Feigheit ansteckend wäre," fuhr Simonson fort, „so würden wir keine Aussicht auf Erfolg haben. Was liegt an der Sternschnuppe. Sie zeigt uns wo wir sind, Andy, und ich bürge Euch dafür, daß sie ein gutes Vorzeichen ist."

„Ich habe stets das Gegentheil gehört," sagte Williams niedergeschlagen.

„Eure kranke Frau — Eure hungernden Kinder!" flüsterte Hugh Simonson. „Nur eine halbe Stunde lang Muth und wir werden reiche Männer."

Mit diesen Worten der Aufmunterung verließ Hugh Simonson das schützende Dunkel der Gartenmauer und schlich vorsichtig auf dem kiesbestreuten Fußpfade, welchen ihnen der Zufall zeigte, vorwärts.

Nach wenigen Momenten fühlte er, daß er auf ein Pflaster von ebenen Steinfließen trat und entdeckte, sich noch vorsichtiger weiter bewegend, endlich eine abwärts führende Treppe. Eine, zwei, drei, vier, fünf Stufen, und er stand auf einer ebenen mit Backsteinen gepflasterten Fläche.

„Pst, Andy," sagte Simonson in Tönen, welche

kaum lauter waren, als seine gewöhnlichen Athemzüge; „wo seid Ihr?“

„Hier,“ antwortete eine leise, bebende Stimme.

„Haltet diese Laterne, bis ich ein Zündholz finden kann; das Haus ist todtenstill.“

Williams nahm die Laterne schweigend. Simonson steckte die eine Hand in die Tasche seiner Beinkleider und zog daraus eine Schachtel mit Zündhölzern, von denen er augenblicklich das eine entzündete, indem er es schwach an dem Ende der Schachtel rieb. Die Flamme wurde sofort dem Dochte einer kleinen Lampe in der Blendlaterne mitgetheilt.

„Verwahrt die Oeffnung der Laterne auf diese Weise,“ flüsterte der Dieb seinem Genossen zu; „laßt nur einen Lichtschimmer daraus hervordringen und haltet sie beständig gegen mich.“

So vorsichtig und vorsorglich war Simonson, welchen James Fogle für so tollkühn und übereilt erklärte.

Hugh Simonson begann das Gebäude zu besichtigen. Der gepflasterte Raum zog sich hinter dem Hause eine Strecke weit hin, bis er zur Linken von der Wand eines kleineren Gebäudes begrenzt wurde, welches nach dem Garten zu an die Hauptwohnung stieß. Oberhalb des Raumes befand sich eine Breterbedachung — wahrscheinlich der Fußboden eines Balkons, der mit dem ersten Stockwerke des Hauses in Verbindung stand.

Die Aufmerksamkeit des Räubers lenkte sich jedoch hauptsächlich auf die Mittel zum Eindringen. Auf der Rückseite des Erdgeschosses gingen zwei, mit hölzernen Läden verschlossene, Fenster und eine Thür auf den gepflasterten Raum hinaus. Simonson versuchte zuerst die Thür. Ihre Festigkeit ließ ihn schließen, daß sie nicht nur verschlossen, sondern auch mit Riegeln und Vorlegestangen verwahrt sei. Hierauf näherte er sich den Fenstern. Die Läden des der Thür zunächst liegenden waren fest geschlossen, aber die des zweiten wichen einer anstemmenden Bewegung seiner Finger leicht. Die Fensterflügel selbst waren gehörig verwahrt.

Nach kurzer Ueberlegung kehrte Hugh Simonson zu seinem Kameraden zurück, nahm ihn am Arme und führte ihn gerade vor das Fenster. Hierauf zog er ein scharfes, einklingiges Messer aus einer seiner Taschen.

„Etwas mehr Licht, Andy!“

Mittelst des Messers gelang es dem Diebe, in kurzer Zeit eine Glasscheibe des Fensters zu lockern und zu entfernen. Er griff mit der einen Hand durch die Oeffnung und schob die an die obere Fläche befestigte Feder zurück. Der Fensterflügel glitt leicht in die Höhe.

Das Sims des Fensters war nicht mehr als drei Fuß von dem Pflaster entfernt. Die Diebe stiegen geräuschlos in das Erdgeschoß. Nach dem Eintreten

seines Kameraden Williams war es das Erste, was Hugh Simonson that, daß er sorgfältig die Fensterläden schloß.

„Jetzt könnt Ihr die Thür der Laterne ganz öffnen,“ flüsterte Simonson; „es ist von dem Lichte keine Gefahr mehr zu besorgen.“

Sie waren in einem Zimmer von mäßiger Größe, welches einen hübschen Teppich, einen Mahagonitisch und ein halbes Dutzend Rosenholzstühle enthielt. Auf der den Fenstern gegenüberliegenden Seite waren Flügelthüren, von denen die eine halb offen stand. Diese Thüren waren beide an einem vorspringenden Theile der Hauptwand des Gebäudes befestigt, die gewissermaßen in der Mitte eines breiten Korridors zwischen den beiden Zimmern zu stehen schien. Diese Vorsprünge bestanden aus Backstein und waren äußerlich auf dieselbe Weise, wie das übrige Zimmer eingerichtet, d. h. mit harten Mauern und eichenen vertäfelten Thüren. Offenbar dienten sie zu Verschlüssen oder Kammern, um werthvolle Gegenstände sicher zu verwahren.

Hugh Simonson schritt auf eine Seitenthür zu, welche, wie er richtig vermuthete, zu dem Eingange des Erdgeschosses führte. Er trat in den Gang hinaus, wohin ihm sein Kamerad folgte, welcher, nicht mehr von dem eingebildeten Schrecken der Finsterniß umgeben, seine gewöhnliche Festigkeit wieder erlangt hatte.

„Wir wollen bei Zeiten für unsern Rückzug Vorkehrungen treffen,“ murmelte Simonson, indem er der Reihe nach die Eingangsthüren der Vorder- und Hinterseite öffnete, deren Schlüssel zum Glück für seine Absicht in den Schlössern geblieben waren, und geräuschlos die eisernen Vorlegestangen aus ihren Lagern hob. Er blickte die nach der Halle im ersten Stocke des Gebäudes führende Treppe hinauf. Die am obern Ende befindliche Thür war geschlossen. Aus dem untern Gange begab er sich sodann in das vordere Zimmer, öffnete eins von den Fenstern und zog vorsichtig die Riegel, womit die Läden verschlossen waren, zurück.

Dann ging er durch die Flügelthüren wieder in das andere Zimmer und schloß sie, nachdem sein Gefährte ihm nachgekommen war.

„Das ist der Verschlag, wo sich das Metall befindet, der zur Rechten,“ sagte Simonson mit lauterer Stimme, als er sie bisher angewendet hatte.

„Ist er nicht verschlossen?“ fragte Andrew Williams eifrig.

„Verschlossen!“ murmelte Simonson spöttisch.

Der Dieb legte seine Werkzeuge, mit Ausnahme des Schlüsselbunds und der kleinen Feile, die er aus der Tasche gezogen hatte und noch in den Händen behielt, von sich, und näherte sich der Thür des Verschlags. Er versuchte erfolglos einen Schlüssel nach dem andern. Die Nothwendigkeit, jedes Geräusch auf's sorgfältigste zu vermeiden, verzögerte seine

Operation. Nach einer großen Menge von Versuchen entdeckte er einen Schlüssel, dessen Wirksamkeit durch die Enge der einen von seinen Abtheilungen gehemmt zu werden schien. Er versuchte der Unvollkommenheit durch das Abfeilen eines Theils des soliden Metalls abzuhelfen.

Während er hiermit beschäftigt war, unterbrach ihn Andrew Williams mit einem bebenden Flüstern.

„Habt Ihr nicht ein Geräusch gehört, Mr. Simonson?“

„Nichts als die Feile und das Klopfen Eures Herzens,“ antwortete Simonson.

„Ich dachte —“

„Still, dies ist keine Zeit zum Denken — jetzt an das Schloß.“

Hugh Simonson steckte den Schlüssel in die Oeffnung des Schlosses und drehte ihn mit einer sanften Armbewegung um. Der Riegel flog mit lautem Schnappen zurück und der Dieb öffnete die Thür des Verschlages augenblicklich.

Das Innere des Raumes blitzte metallisch. Kostbare Silberservice von der herrlichsten Arbeit waren auf den Regalen geordnet: silberne Kaffeekannen, Theekannen und Zuckerdosen, Kuchenkörbe von eleganten Mustern, silberne Präsentirteller, auf denen Thee- und Eßlöffel lagen; reich ciselirte goldene und silberne Becher, und eine Menge verschiedenartiger, kleinerer Gegenstände waren in blendendem Ueberflusse vorhanden.

„Die Säcke, Williams!“ murmelte Simonson schnell. „Setzt die Laterne auf den Tisch und kommt hierher.“

Andrew Williams gehorchte Simonson's Weisungen und stellte sich an die Thür des Verschlags, indem er einen von den Leinwandsäcken offen hinhielt. Hugh Simonson trat tiefer in die Silberkammer und nahm ein paar goldene Becher in die Hand.

„Gold kommt stets vor dem Silber,“ murmelte er, indem er die Becher in seine eigenen Taschen steckte.

In diesem Augenblicke hörte Andrew Williams ein leises Geräusch, wie das Knarren einer Thür, und als er sich ein wenig zur Rechten wendete, sah er die Gestalt eines Mannes in der nach dem Korridor hinausführenden Thür stehen.

Er stieß einen Schreckensschrei aus, sank auf seine Knie, preßte seine Hände an seine Stirn und rief:

„Gnade! o meine arme Frau.“

Der Schrei seines Kameraden machte Hugh Simonson bestürzt. Er sah sich um und bemerkte jenseits seines knieenden und entsetzten Gefährten an der Thür nicht nur einen Mann, sondern auch noch zwei Andere hastig durch die Flügelthür in das Zimmer treten.

„Bei Gott, Fogle hat mich verrathen!“ schrie der Verbrecher.

Der Räuber ließ sich jedoch von dem Schrecken, welcher seinen Genossen erfaßt hatte, nicht überwältigen.

Er stürzte von der Silberkammer hinweg und eilte auf das Fenster zu, durch welches er in das Gebäude gedrungen war.

„Ergebt Euch der Polizei!“ rief Einer von den Fremden ihn aufhaltend.

Der Verbrecher antwortete mit einem Schlage, welcher den Mann taumelnd gegen die Wand des Zimmers warf. Der kurze Verzug hatte jedoch den andern Polizeidiener in den Stand gesetzt, den Räuber zu erfassen. Sie rangen heftig und Hugh Simonson und sein Gegner fielen zusammen nieder.

Plötzlich entrang sich den Lippen des einen von den Polizeidienern ein tiefes Stöhnen, welchem der Ausruf folgte:

„Der Bösewicht hat mich gestochen!“

Hugh Simonson erhob sich mit einer fast übermenschlichen Anstrengung und schüttelte seinen Gegner gewaltsam von sich.

Der Verwundete, welcher trotz seines Schmerzes an ihm festgehalten hatte, sank blutend auf den Teppich.

Simonson eilte durch die Flügelthüren nach dem Vorderfenster, warf die Läden zurück und lief mit erstaunlicher Schnelligkeit über den offnen Raum vor dem Hause. Dieser war weniger tief als der hinter dem Gebäude und auf der Straßenseite mit einem eisernen Gitter versehen. Der Dieb sprang auf die steinerne Bekleidung unter dem Gitter, legte seine Hände auf die obere Querstange und wollte sich eben

über das Gitter auf die Straße schwingen, als ihm ein betäubender Schlag auf den Kopf, mittelst des runden bleiernen Knopfes eines Stockes, bewußtlos machte. Er fiel auf das Trottoir, denn der Schwung, welchen er sich bei seinem verzweifelten Versuche zu entrinnen gegeben hatte, war hinreichend gewesen, um ihn völlig hinüber zu bringen. Ein Trupp von lachenden und schreienden Leuten mit Laternen und Fackeln kam in diesem Augenblicke die Straße herauf.

„Was bedeutet der Spektakel, Nachbar?" fragte Einer von ihnen einen kräftigen Mann, der sich über den Räuber beugte.

„Ich bin ein Polizeibeamter und dieser Mann ist ein Dieb," sagte der Angeredete, indem er sich zu dem Fragenden wendete.

Er hatte die Worte kaum gesprochen, als zwei von den Polizeidienern aus dem Innern des Gebäudes mit Andrew Williams in ihrer Verwahrung erschienen.

„Legen Sie diesem Schurken die Eisen an, Roberts," sagte der Beamte, von welchem Hugh Simonson zu Boden gestreckt worden war.

„Ja, ja, Mr. Masters, er ist ein verzweifelter Bursche; er hat Holmes mit einem Messerstiche schwer verwundet."

Als der Polizeidiener Simonson von den Steinen aufhob, bewegte dieser matt die Hand nach dem Kopfe.

„Jack Highflyer," flüsterte Einer von der Schaar,

„das ist der Bursche, den Ihr am Dienstag Abend so schwer mitgenommen habt."

„Derselbe, Tim. Er ist jetzt in bessern Händen."

Ein halbes Dutzend Nachtwächter kam jetzt zu der Gruppe herangeeilt und die von dem Lärmen in Schrecken gesetzten Bewohner der Nachbarhäuser drängten sich um die Beamten.

„Vorwärts Jungen," rief Jack Highflyer mit gebietendem Tone; „hier ist der Spaß vorüber."

Als Hugh Simonson zwei Stunden später das Bewußtsein wieder erlangte, fand er sich auf einem Strohlager in einer der düstern Zellen des Wachthauses ausgestreckt.

Viertes Buch.

Das Geständniss.

Erstes Kapitel.

Die Familie des Räubers.

Der Nacht des Raubversuches folgte ein trüber, düsterer Morgen.

Mrs. Williams hatte von der Entfernung ihres Gatten nicht das Mindeste bemerkt und war bis Tagesanbruch in einem tiefen Schlummer gelegen. Als sie jedoch erwachte, nahm sie auf den ersten Blick wahr, daß sein Haupt die Nacht über nicht auf dem Kissen geruht hatte. Sie ahnte Böses und richtete sich mit Aufbietung aller ihrer Kräfte empor und blickte im Zimmer umher. Der Schemel stand noch gerade so wie am vorigen Abend, als ihr Gatte darauf gesessen hatte, am Bette. Die Familienbibel lag geöffnet auf dem Tische. Aber Andrew Williams war nicht zugegen.

Sie rief ihre Tochter Jane aus dem anstoßenden Zimmer und befragte sie ängstlich. Jane wußte nichts, — hatte nichts von den Bewegungen ihres Vaters gehört. Die Bestürzung der Kranken, als sie entdeckte, daß ihr Gatte nicht unter seinem eigenen Dache geruht hatte, war ungemein groß. Andrew Williams war ein Mann von häuslichen Gewohnheiten, und dies seit seiner Heirath das erste Mal, daß er versteckt oder heimlich das Haus verlassen hatte. Die Erinnerung an seine nutzlosen Bemühungen um Arbeit — seine Niedergeschlagenheit, seine verzweifelnden Reden — breiteten sich wie eine dunkle Wolke über ihre Seele. Sie wußte, daß seine Neigung gegen seine Familie zu stark war, um ihm, außer im Falle, wo sich etwas Unangenehmes ereignet hätte, eine längere Abwesenheit zu gestatten. Der Gedanke, daß er einen Selbstmord begangen haben könne, blitzte mit quälender Ungewißheit vor ihr auf. Sie sah ihn in ihrer Phantasie, wie er sein Herz durchbohrte oder sich im Verzweiflungsschmerze in den dunkeln, trüben Fluß stürzte. Sie sank, von ihren Befürchtungen und Gefühlen überwältigt, vollkommen erschöpft auf das Kissen zurück.

Ihre Tochter eilte an das Bett und unterdrückte mit heldenmüthiger Standhaftigkeit ihre Thränen, während sie den Schmerz ihrer Mutter zu beschwichtigen suchte. Sie gab die plausibelsten Gründe, um die Abwesenheit ihres Vaters zu erklären, an; sie bemühte sich mit sanften, leisen Worten, den Engel der

Hoffnung wieder in das öde, trostlose Gemach zu rufen.

Schlimme Nachrichten fliegen schnell. Am Morgen um acht Uhr wurden die Frau Basen der Nachbarschaft durch das Gerücht in Erstaunen gesetzt, daß Hugh Simonson und Andrew Williams verhaftet worden seien, während sie eben einen Einbruch begangen hätten; und daß bei ihrem verzweifelten Versuche zu entrinnen, ein Polizeibeamter getödtet worden sei. Die Natur des Gerüchts erweckte die Neugier, wo nicht die Sympathie der Nachbarn.

Mrs. Ramsbottom, die Herrin eines Kosthauses auf der entgegengesetzten Seite der Straße, war die erste Person, welche sich vornahm, einen Besuch bei Mrs. Williams zu machen, um ihr die Nachricht mitzutheilen. Sie war eine dicke, rothbackige Frau von fünfundvierzig Jahren und von spähendem, neugierigem, wenn auch keineswegs unfreundlichem Charakter.

Mrs. Ramsbottom erlangte ohne Mühe im Zimmer der Kranken Einlaß.

Mrs. Williams hatte sich von ihrem Krankheitsanfalle einigermaßen wieder erholt, aber ihre Züge waren bleich und sehr abgezehrt.

„Du lieber Gott, Mrs. Williams," sagte die Besucherin, „wie krank Sie aussehen."

Die Kranke blickte die Sprecherin verwirrt an.

„Kennen Sie mich nicht, Madame? Ich heiße Ramsbottom; ich wohne Ihnen gegenüber, und da ich

gehört habe, daß Ihnen etwas zugestoßen sei, bin ich freundnachbarlichst herübergekommen. Mein guter, alter Ramsbottom sah es gern, als er noch lebte, wenn ich gegen kranke Nachbarn aufmerksam war. Wo ist Ihr Mann, Mrs. Williams?"

Die Frau gab keine Antwort; aber Jane entgegnete ruhig:

„Der Vater ist nicht zu Hause."

„Und Mr. Simonson? — der Mann, der unten die Junggesellenwirthschaft führt."

„Ich bin so eben an seiner Thür gewesen," antwortete das Mädchen, „um nach meinem Vater zu fragen; aber sie ist verschlossen, und da ich dachte, daß er an diesem bewölkten Morgen vielleicht noch schlafen würde, wollte ich ihn nicht stören."

„Du lieber Gott, Mädchen, weißt Du denn nicht, daß Dein Vater und Mr. Simonson die vergangene Nacht ausgewesen sind?"

Mrs. Ramsbottom hielt plötzlich inne, denn als sie sich abermals gegen das Bett wendete, sah sie die Augen der Kranken forschend auf sich geheftet.

„Sie haben Nachrichten von meinem Manne!" murmelte sie, nach Athem ringend.

Mrs. Ramsbottom zögerte, ehe sie antwortete, und die Kranke erhob sich auf den einen Elbogen und fragte hastiger:

„Ist er todt?"

„O nein, Madame; härmen Sie sich nicht zu

sehr, Sie armes, krankes Geschöpf. Er ist gefangen worden, das ist Alles. Mr. Williams wird eben so gesund und munter sein wie wir — nur der Polizeidiener ist getödtet worden."

„Was hat das zu bedeuten, Jane?" sagte Mrs. Williams zu ihrer Tochter.

„Die arme Seele," sagte Mrs. Ramsbottom mit dem winselnden Tone einer affektirten Sympathie; „es wird mit der Zeit schon Alles herauskommen, und ich halte es daher für meine Pflicht, es Ihnen zu sagen und sie über ihn zu beruhigen. Mr. Simonson und Ihr Mann sind gestern Abend bei der dunkeln Nacht ausgegangen, um in das Haus eines reichen Herrn zu brechen, was, wie Sie wissen, und wie ich weiß, Madame, gegen das Gesetz ist, wenn wir armen Leute auch denken, daß man deshalb das Hängen noch nicht verdient. Nun, sie kamen also in das Haus, und während sie die Silberkammer plünderten, kam die Polizei und nahm sie fest. Ich glaube, Madame, daß sie schon Jemand gegen Bürgschaft herausbringen wird, und dann werden die Advokaten verhindern, daß sie in das Staatsgefängniß kommen. Wahrscheinlich ist die Geschichte, daß sie einen von den Polizeidienern getödtet haben, nicht wahr — das würde eine schlimme Sache sein; aber ich glaube es nicht, Madame, nein, das thue ich nicht. Seien Sie also guten Muthes, Mrs. Williams."

Während die gedankenlose Schwätzerin die Ge-

rüchte, welche sie vernommen hatte, wiederholte, wurde das Gesicht der Kranken sehr bleich und von innern Leiden entstellt.

„Es ist wahr, Mutter,“ sagte ihre Tochter Jane.

Mrs. Ramsbottom wendete sich etwas zornig gegen das junge Mädchen.

In diesem Augenblicke entrang sich den Lippen der Kranken ein furchtbarer Schrei des Schreckens und Schmerzes. Ihre Augen starrten wild umher; ihre Züge verzerrten sich mehr und mehr, und ihre Glieder wurden von heftigen Krämpfen umhergeworfen. Der Schrei wiederholte sich nicht; aber es folgte ihm ein tiefes, herzzerreißendes Stöhnen. Die Krämpfe dauerten fort.

Die Knaben in dem anstoßenden Zimmer wurden durch das Geschrei der Mutter aus ihrem Schlummer aufgeschreckt und näherten sich schüchtern der angelehnten Thür des Gemachs. Als sie durch die Spalte schauten und eine fremde Frau am Bette erblickten, zogen sie sich von der Thür zurück und begannen sich zitternd anzukleiden.

„Laufe nach einem Doktor, Mädchen,“ sagte Mrs. Ramsbottom zu der Tochter der Kranken; „laufe, so schnell Du kannst, zu einem Doktor; ich werde bei Deiner Mutter bleiben. Du lieber Gott, wer hätte gedacht, daß es sich das arme Geschöpf so zu Herzen nehmen würde.“

Jane Williams hatte den Kopf ihrer Mutter ein

wenig von dem Kissen erhoben und war mit zärtlichen Worten bemüht, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Der Vorschlag der Mrs. Ramsbottom leuchtete ihr jedoch ein. Das junge Mädchen verließ das Bett, eilte nach der entgegengesetzten Seite des Zimmers und riß einen Strohhut von einem Nagel an der Wand.

„Woher soll ich den Doktor holen — aus dem Spital?"

„Irgend woher, Kind, wenn Du nur schnell bist. So wahr ich lebe, dort geht Doktor Everard auf der andern Seite der Straße."

„Der lange Herr mit dem spanischen Rohre?"

„Ja; laufe ihm nach und bitte ihn, hereinzukommen und Deine Mutter zu sehen; er ist einer von den besten Aerzten in der Stadt."

Mrs. Ramsbottom fuhr nach der Entfernung des Kindes fort, halb vor sich hin, halb zu der bewußtlosen Kranken zu reden.

„Er hat die junge Mrs. Bombury, die Nichte meines Nachbars Kapitän Thompson vom Tode gerettet. Es war beinahe ein Wunder. Nun, nun, Mrs. Williams, treiben Sie's nur nicht so arg! thun Sie's nicht. Wahrhaftig, wenn ich gewußt hätte, daß die Nachricht Sie so tief berühren würde, so hätte ich es Ihnen nicht erzählt. Freilich würde es Jemand Anderes gethan haben, und das arme Geschöpf mußte es doch einmal erfahren. Nun, nun, Madame, ich glaube

nicht, daß man Ihrem Manne etwas zu leide thun wird; ich bedaure nur, daß man ihn gefangen hat.“

Auf diese Weise füllte die plauderhafte Speisewirthin den kurzen Zeitraum zwischen der Entfernung Jane's und ihrer Rückkehr mit Doktor Everard aus.

Das junge Mädchen hatte den Doktor in geringer Entfernung von dem Kosthause der Mrs. Ramsbottom eingeholt. Sie theilte ihm deutlich, wenn auch eilig, die Krankheitsumstände ihrer Mutter mit und flehte ihn an, sie zu besuchen.

Als Doktor Everard sich der stöhnenden und in ihrem Bette sich windenden Kranken näherte und ihre abgezehrte Hand ergriff, begann Mrs. Ramsbottom ehrerbietig:

„Diese arme Frau, Doktor, ist schon seit langer Zeit sehr krank.“

„Schweigen Sie, Madame,“ sagte der Doktor ernst; „Sie haben mit Ihren Reden bereits genug Unheil angestiftet.“

Mrs. Ramsbottom wurde durch die Antwort des Arztes augenblicklich und vollständig zum Schweigen gebracht.

Der Doktor nahm ein paar Fläschchen mit Arzneimitteln aus einem Taschenetuis, welches er bei sich zu tragen pflegte, und verlangte eine Theetasse. Er goß etwa einen Theelöffel voll Laudanum und die gleiche Quantität Bibergail hinein. Hierauf fügte er aus dem zerbrochenen Kruge auf dem Tische ein

wenig Wasser hinzu und hielt die Mixtur an die Lippen der Kranken.

Die Frau schluckte den Trank ohne große Schwierigkeit hinab, während der Doktor an dem Bette stehen blieb und ruhig die Wirkungen beobachtete. Nach wenigen Minuten verminderte sich die Heftigkeit der Konvulsionen um ein Bedeutendes und das Stöhnen wurde weniger heftig und anhaltend. Nach einer Viertelstunde verschwand die Nervenaufregung der Kranken beinahe gänzlich. Ihre Augen waren jedoch geschlossen und sie gab kein Zeichen von wiederkehrendem Bewußtsein.

Doktor Everard blickte auf seine Uhr und war im Begriff, dem jungen Mädchen einige Weisungen in Bezug auf seine Mutter zu ertheilen. Das Geräusch von Schritten auf der Treppe und der freudige Blick des Mädchens versiegelte seine Lippen für den Augenblick.

„Der Vater kommt!“ flüsterte sie dem Doktor Everard zu, als sie an die Thür eilte und dieselbe öffnete.

Andrew Williams trat langsam, von einem Fremden gefolgt, herein. Seine Augen waren vom Weinen geröthet — seine Gestalt zeigte eine eingewurzeltere Verzweiflung als je vorher — seine Gestalt war wie vom Alter gebeugt. — Er sah sich im Zimmer um, ohne über die Anwesenheit des Doktors und der Mrs. Ramsbottom Erstaunen kund zu geben. Sein Blick

war ängstlich auf das ärmliche Lager geheftet, auf welchem seine Frau ruhte, und wendete sich ihren zuckenden Gliedern und ihrem blassen Gesichte zu.

Er schlug die Hände zusammen und rief:

„Großer Gott, ich habe sie getödtet!“

Der Schall der Stimme ihres Gatten schien die Frau wieder zum Bewußtsein zu bringen, denn sie murmelte in leisen, vernehmlichen Tönen:

„Mein Mann!“

„Nein, sie ist nicht todt!“ rief Williams heftig, indem er an das Bett eilte und daran auf seine Knie sank. „Hier, Paddy, hier bin ich.“

„Du lebst, Andrew — Du bist nicht erstochen oder ertrunken?“ sagte sie matt.

„Nein, Paddy,“ antwortete der Knieende.

Die Erinnerung der Mrs. Williams kehrte mit dem allmäligen Erwachen ihrer Geisteskräfte wieder zurück.

„Ah, ich erinnere mich — es war etwas Entsetzlicheres als das. Jemand hat mir gesagt, daß Du ein Räuber und in den Händen der Polizei wärest.“

„Es ist wahr, Paddy.“

Jane schluchzte bei dem Zugeständnisse ihres Vaters bitterlich; aber die Frau blickte ihren Gatten fragend an, als ob sie ihn nicht ganz verstehe.

„Es ist wahr, Paddy,“ sagte der Mann in seiner Erzählung eilend, aber häufig darin von der Stärke seiner Gefühle unterbrochen. „Der Beamte

hat mir erlaubt, nach Hause zu gehen und von Dir und den Kindern Abschied zu nehmen, ehe ich ins Gefängniß geführt werde."

Den Lippen der Frau entrang sich ein tiefes Stöhnen, aber sie suchte sich offenbar zu beherrschen.

„Ich fürchte, daß es Dir das Herz brechen wird, Paddy," fuhr Williams fort; „aber ich habe es in der besten Absicht gethan. Die Kinder schrieen nach Brod und Du lagst krank und an Allem Mangel leidend da. Ich habe mich von Simonson dazu überreden lassen; aber ich habe es Deinetwegen und um der Kinder willen gethan. Ich bedurfte sehr nothwendig einige Dollars und konnte keine Arbeit erhalten, und der Herr, dessen Haus wir berauben wollten, war reich, sehr reich. Dies ist das erste Mal, Paddy, daß ich je auch nur den Werth eines Cent zu stehlen versucht habe, und ich habe es auch nie wieder thun wollen."

In dieser furchtbaren Krisis des unwiderbringlichen Ruins kämpfte die Standhaftigkeit der Frau nach ihrer gewohnten Herrschaft über körperliche Schwäche und geistiges Leiden.

„Du hast sehr böse gehandelt, Andrew."

„Ich weiß es, Paddy," antwortete der Mann, „und muß die Strafe des Gesetzes erdulden. Aber wirst Du mir nicht verzeihen und mir Deine Liebe bewahren?"

„Bitte Deinen Schöpfer, den Du schwer beleidigt hast, um Verzeihung.“

„Ich habe es bereut, bitter und aufrichtig. Es mag mir zustoßen, was da will, ich werde nie, nie wieder ein Verbrechen begehen.“

„Ich will für Dich beten,“ sagte die Kranke mit wunderbarer Selbstbeherrschung; „ich will es zu ertragen suchen und mich bemühen, von Dir zu denken, wie bisher. Aber Dich als Dieb brandmarken zu hören,“ fuhr sie schaudernd fort, „und zu wissen, daß nicht nur Armuth, sondern auch Schande von jetzt an auf uns und unsern Kindern ruhen muß, das ist in Wahrheit eine schwere Last des Schmerzes und des Elends.“

Der Mann weinte stumm.

„Kommt, Williams,“ sagte der Beamte mit ungeduldigem Tone; „die fünf Minuten sind um, wir müssen gehen.“

Der Dieb erhob sich aus seiner knieenden Stellung, drückte die kalten, zitternden Finger seiner Frau an die Lippen und wendete sich ab.

Während dieser Scene waren die jüngern Kinder leise in das Zimmer geschlichen.

Der älteste Knabe näherte sich dem Polizeibeamten, umfaßte seine Knie und sagte flehend:

„Nimm den Vater nicht mit ins Gefängniß!“

Der Mann machte sich sanft von dem Knaben los, winkte Williams ihm zu folgen und verließ das Zimmer.

Andrew Williams warf einen verzweifelnden Blick auf seine Frau und Kinder und folgte dem Beamten. Als er die Treppe hinabstieg, drang das leise, unterdrückte Schluchzen seiner Tochter und das Geschrei seiner armen Knaben an sein Ohr.

Die Aufregung der Mrs. Williams hatte einen besorgnißerregenden Grad von Schwäche zur Folge. Sie beklagte sich mit kaum hörbarem Flüstern gegen Doktor Everard über eine Empfindung von Schwäche in der Gegend des Herzens.

Der Doktor schrieb ein Recept auf einen Streifen Papier und gab Jane Williams ausführliche Weisungen wegen des Eingebens der Medicin, indem er sie zu gleicher Zeit mit dem, nur geringe Hoffnung übrig lassenden Zustande ihrer Mutter und der Nothwendigkeit einer steten Rücksicht auf ihre Bedürfnisse, bekannt machte.

Der Polizeibeamte und der Dieb verließen zusammen das Haus und begaben sich mäßigen Schrittes durch Orange-Street nach Chatham-Street, und von dort nach dem Park. Als sie an dem Rathhause, einem imposanten Gebäude nahe an der Mitte des Parks, vorüber kamen, wendete sich Andrew Williams zu dem Beamten und bemerkte mit unverkennbarer Bewegung:

„Es war sehr gütig von Ihnen, Sir, mit mir zu gehen und mich meine Frau und Kinder sehen zu lassen. Ich danke Ihnen von Herzen.“

„Schon gut, schon gut, macht keine Worte darüber," sagte der Polizeidiener rauh.

Als sie an den westlichen Eingang des Erdgeschosses des Stadthauses gelangten, nahm der Polizeibeamte den Gefangenen am Arme und führte ihn in ein Zimmer zur Rechten des Hauptganges, welches zum Polizeibüreau diente. Nachdem sie durch eine an der Thür stehende Gruppe von zehn bis zwölf Personen gekommen waren, ließ er den Dieb los und deutete mit einer befehlenden Geberde auf eine lange hölzerne Bank, welche theilweise schon von anderen Gefangenen besetzt war.

Williams fand seine Aufmerksamkeit sofort auf einen kräftigen, untersetzten Mann gelenkt, welcher Handschellen um die Armgelenke und ein schmutziges, blutiges Taschentuch um den Kopf trug. Die Zeichen der Schuld waren auf seinem bösartigen Gesichte und in dem mürrischen, grimmigen Ausdrucke seiner Züge deutlich zu lesen.

Hugh Simonson, denn er war es, veränderte seine Stellung ein wenig, um seinem Theilnehmer im Verbrechen Platz zu machen — aber Andrew Williams ging mit einem niedergeschlagenen, vorwurfsvollen Blicke an ihm vorüber und setzte sich an das andere Ende der Bank.

Das Gemach wurde durch ein hübsches Mahagonigeländer, welches am Eingange begann und sich quer durch dasselbe erstreckte, in zwei ungleiche Theile ge-

schieden. Hinter dem Geländer auf einem massiven Lehnstuhle mit geschnitzten, hervorragenden Armen und einem dicken Lederkissen, saß Richter Hopson, ein bereits alternder Mann von scharfem Verstande und makelloser Redlichkeit.

Der Gerichtsschreiber war an einem niedrigen, mit grünem Fries überzogenen Tische, in der unmittelbaren Nachbarschaft des Polizeirichters mit Schreiben beschäftigt.

An einem Pulte, etwas weiter rechts, befand sich ein Assistent oder Supernumerarschreiber. Fünf bis sechs Polizeibeamte, zu denen auch Mark Masters gehörte, schlenderten theils innerhalb, theils außerhalb des Geländers im Zimmer umher.

Unter den Zuschauern, die sich an der Thür zusammengefunden hatten, standen zwei Personen, ein kleiner, magerer Mann und ein beinahe erwachsener Jüngling von dunkler, bräunlicher Gesichtsfarbe. Sie unterhielten sich in flüsternden Tönen.

„Die Gefangenen sitzen dort auf der Bank, Levy. Erkennen Sie unter ihnen den Mann, der die Gegenstände — eine goldene Uhr und ein Diamantkreuz — am Sonnabend Morgen bei Ihnen versetzt hat?“

„Der kräftige Mann in den Bukskinbeinkleidern sieht ihm etwas ähnlich,“ antwortete der Jüngling, indem er ein wenig weiter vortrat; „aber ich kann sein Gesicht nicht deutlich sehen.“

„Lehnen Sie sich etwas weiter herüber — so — jetzt!“

„Ja, Mr. Pettigrew, das ist der Mann. Ich könnte ihn unter Tausenden herauslesen.“

„Sie sind also überzeugt?“

„Eben so fest wie von meinem eigenen Leben. Er hat eine Brausche über dem linken Auge, die ihn ein wenig entstellt; aber er läßt sich nicht verkennen. Weshalb ist er hier?“

„Er und ein Mann, Namens Williams, ein Genosse von ihm, sind wegen zwei Anschuldigungen vor dem Polizeirichter. Wegen Einbruch und wegen eines gewaltthätigen Anfalls in der Absicht zu tödten.“

„Einbruch! — so — so — die Uhr und das Diamantkreuz sind wahrscheinlich Theile der Beute.“

„Nein, diese Männer sind vergangene Nacht beim Einbrechen in einem Hause in Bleecker-Street verhaftet worden.“

Richter Hopson bemerkte mit einem bedeutsamen Kopfnicken gegen einen von den Beamten:

„Es ist zu viel Lärm hier, Banson.“

„Still!“ rief der Beamte, indem er auf die Zuschauer blickte.

Die Unterhaltung hörte auf und Richter Hopson fragte mit gebietendem Tone:

„Ist Williams im Zimmer?“

„Ja,“ antwortete der Beamte, auf den Gefangenen deutend.

Andrew Williams erhob sich von der Bank und näherte sich mit flehendem Ausdrucke dem Geländer.

„Wir verlangen kein Wort von Euch zu hören, Williams," sagte der Richter mit einer Handbewegung; „die Beweise gegen Euch sind klar."

„Ich bin schuldig, Euer Ehren," antwortete der Gefangene demüthig; „ich leugne nichts; aber Euer Ehren —"

„Nun, was giebt es? sprecht schnell."

„Bringen Sie mich nicht in die gleiche Zelle mit jenem Manne," sagte Andrew Williams gegen seinen Gefährten gewendet. „Sein Zureden hat mich ins Verderben gestürzt, und ich möchte lieber allein sein, als mit ihm zusammen."

„Das müßt Ihr mit dem Kerkermeister ausmachen, Williams."

Der Gefangene verbeugte sich bescheiden.

„Mr. Masters," sagte der Polizeirichter, dem Beamten zwei Papierstreifen hinhaltend; „hier sind Einsperrungsbefehle für Andrew Williams und Hugh Simonson. Sie werden für ihre gehörige Ausführung sorgen."

Hugh Simonson befand sich noch einigermaßen unter dem Einflusse des betäubenden Schlages, welchen er am Abend vorher erhalten hatte. Als er aus dem Polizeiamte nach der Gefängnißthür schritt, war seine Haltung die eines von stumpfer Gleichgiltigkeit für sein Schicksal und seine Aussichten Erfüllten.

Mit Andrew Williams verhielt es sich ganz anders. Er betrachtete die steinernen Wände und die vergitterten Fenster des Gefängnisses mit Gefühlen des Schreckens und der Scham. Seine Augen wurden von Thränen getrübt, und ein Schauder unaussprechlicher Pein durchzuckte ihn, als er das Knarren der schweren Thüren hörte und auf den Befehl des ihn begleitenden Polizeibeamten die Schwelle des Gefängnisses überschritt.

Zweites Kapitel

Bill Smith's Wirthshaus. — Die Steuer-Umlage.

Als die Schatten der Dämmerung allmälig in das Dunkel der Nacht überzugehen begannen, versammelten sich einige Gruppen von jungen Männern — Handlungsdienern, Lehrlingen und Anderen, den Müßiggängern und Herumtreibern der Nachbarschaft — vor dem Porterhause Bill Smith's. Ihre lauten, lärmenden Gespräche, ihr geräuschvolles Lachen, das Klirren von Gläsern und Flaschen, und das Schlürfen von Schritten machte das Schenkzimmer zu einem Schauplatze von Unordnung und Verwirrung, wie man sie selbst in der Gegend der Bowery selten erblickte.

Mitten unter dem Lärme trat Jack Highflyer in das Wirthshaus.

„Hier kommt Jack!" rief Einer von der Gesellschaft heftig; „er wird uns die ganze Geschichte erzählen."

Der Lärm hörte augenblicklich auf und die Augen der verschiedenen Gruppen, aus denen die Gesellschaft bestand, wendeten sich ihrem anerkannten Führer zu.

Jack Highflyer sah sich im Schenkzimmer um und murmelte hörbar, als ob er zu sich selbst spreche:

„Tom Gaffney, Luke Fordham, Pete Fox, Harry Wilson — aber wo ist Tim Hartmann?“

„Hier bin ich alter Junge,“ sagte der Fleischer, indem er aus der einen Ecke des Zimmers herbeikam; „gebt mir Eure Pfote, Jack.“

Jack Highflyer streckte ihm seine Hand hin und flüsterte zu gleicher Zeit:

„Wir haben heute Nacht etwas vor, Tim.“

„Die Jungen sind zu Allem bereit,“ antwortete Tim Hartmann; „sie sprachen eben ihren Aerger wegen Job Dingle's Sache aus, als Ihr hereinkamt.“

„Job wird morgen vor Gericht gestellt und wir müssen Alles thun, was wir können, um ihm zu helfen. Ich habe ihn heute früh besucht und will unsern Kameraden etwas ihn Betreffendes vorschlagen.“

„Tom, Harry, seid still dort,“ sagte der Fleischer. „Jack Highflyer hat Dingle besucht, und wird uns Alle auf die rechte Fährte bringen, um ihm einen Dienst zu erweisen.“

„Halt, Jack!“ schrie Tom Gaffney, „sind etwa Spione im Zimmer?“

„Kein einziger Spion,“ antwortete Luke Ford-

ham, indem er die Züge seiner Gefährten fast auf einen Blick überschaute.

„Ich bin in der Zelle gewesen, wo die Polizei Job Dingle — einen bessern Mann, als Einer unter ihrer ganzen Bande — eingeschlossen hat,“ sagte Jack Highflyer.

„Das ist er,“ sagte Tom Gaffney.

„Kein Mensch hat je gesehen, daß Job Dingle einen ehrlichen Kampf ausgeschlagen, einen Freund in einer Patsche gelassen, einen Freund hinter seinem Rücken geschmäht, oder einen Heller für sich zurückbehalten hätte, wenn er mit den Jungen ausgezogen war.“

„Ja, Job war ein guter Kerl,“ sagte Luke Fordham.

„h'Er hatte h'ein Herz, wie h'ein H'Ochs,“ dehnte Pete Fox mit kläglicher Miene.

„Und ich sage, Burschen,“ fuhr Jack Highflyer fort, „daß unsre Ehre gebietet, Dingle bis zur letzten Minute beizustehen. Er ist in eine finstere, feuchte Zelle gesteckt worden, und es giebt Leute, die ihn ohne Gericht und Urtheil an den Galgen bringen möchten, aber wenn Ihr zu ihm halten wollt, wie ich denke, daß es Eure Pflicht ist, und wie ich es zu thun beabsichtige, so soll ihm kein Haar auf seinem Haupte gekrümmt werden.“

„Wir wollen, Jack — wir wollen — wir wollen!“ rief eine Menge von Stimmen.

„Was hat er Schlimmes gethan, Jungen?" sagte Tim Hartmann, der Fleischer; „nun er hat einen Holländer in einem Kampfe — einem Kopfüber-kopf-unter-Gefechte getödtet! Glaubt irgend Jemand, daß Job der Erste gewesen sei, der das Messer gezogen hat? Er gewiß nicht! Er ist in Hans Snydecker's Haus gegangen, um sich einen Spaß zu machen und man hat ihn hinausstecken wollen. Er wollte nicht gehen. Würdet Ihr hinausgegangen sein? Würde der größte Feigling unter Euch hinausgegangen sein? Das frage ich Euch."

Ein großer, unbehilflicher Bursche mit langen Armen und Beinen und einem kleinen, magern Körper unterbrach ihn mit der nachdrücklichen Bemerkung:

„Ich will mich schlecht heißen lassen, wenn ich es gethan hätte."

Der junge Mann wurde durch das laute Gelächter, welches die Gäste des Bierhauses hierauf folgen ließen, in einige Verwirrung gesetzt.

„Laßt sie nur lachen, Simon," sagte der Fleischer, indem er ihm gutmüthig zunickte. „Ich habe Euch schon an gefährlichen Orten gesehen. Wenn Manche vielleicht auch etwas mehr Witz haben, so will ich doch darauf schwören, daß Ihr nicht der größte Feigling in der Gesellschaft seid. Aber wie ich von Job Dingle sagte, er wollte nicht gehen und man versuchte ihn hinauszustecken. Jemand zog ein Messer, und dann zog Job das seine und bei dem Gefechte wurde ein

dicker Holländer getödtet. Da habt Ihr die ganze Geschichte in einer Nußschale, Jungen. Und doch wollen eine Menge Leute Job Dingle am Halse aufhängen sehen, als ob er Seeräuber geworden wäre, oder einen Menschen um Geld ermordet hätte."

„Ich möchte wissen, was die Leute denken, daß er hätte thun sollen," sagte Harry Wilson. „Hat nicht Jeder das Recht, sich selbst zu vertheidigen?"

„Ja, Sire," antwortete Pete Fox.

„Ich denke mir selbst so halb und halb, daß man kein Gesetz machen kann, um uns zu bestrafen, wenn wir uns vertheidigen, falls wir angegriffen werden; aber kein Mensch weiß, was noch geschieht. Es scheint ein verteufeltes Komplott im Werke zu sein, um den einheimischen Muth des Landes zu unterdrücken. Sonst war es eine Ehre für einen Mann, wenn er einen Andern, der ihn beleidigte, gehörig drasch; aber jetzt wird der Sache irgend ein großmächtiger Name beigelegt."

„Gewaltsamer Anfall und Realinjurien," sagte Gaffney.

„Ja, und der Mensch wird deshalb in's Gefängniß gesteckt."

„Gefängniß oder nicht," fiel Tim Hartmann der Fleischer ein, indem er seine kräftigen Arme und geballten Fäuste zeigte, „wenn Jemand mir mit Absicht auf die Füße tritt, so gebe ich ihm Eins, daß er hintaumelt. Ich meinestheils denke, daß wir weit besser

daran sein würden, wenn wir die Polizeirichter, Polizeibeamten und die ganze Bande von Blutigeln, welche sie um sich hängen haben, los wären."

„Wahr genug, Tim," antwortete Harry Wilson. „Da zahlen wir Hunderte und Tausende von Dollars um diese Burschen zu unterhalten, und was thun sie dafür? — sie schnobern umher, stecken ihre Nase in die Angelegenheiten anderer Leute und machen Spektakel um Dinge, die ihnen und dem Publikum nichts angehen. Sind wir freigeborene Amerikaner, oder sind wir es nicht?"

„Die Sache wird in nicht gar zu langer Zeit gehörig zur Entscheidung kommen," sagte Bill Smith, der Eigenthümer des Porterhauses, mit ernsthaftem Kopfschütteln. „In den Zeitungen steht eine Masse von dummem Zeuge über die Uebel des Systems, Wirthshauskoncessionen zu ertheilen, und die Kaltwasserleute drohen stark, ein Gesetz zu machen, um dem Verkaufe von geistigen Getränken Einhalt zu thun. Das wird die Frage zur gehörigen Entscheidung bringen," fuhr Smith fort, indem er den Kopf noch ernsthafter und ominöser schüttelte. „Das wird sie vorbringen. Wenn die Bewohner von Amerika sich das gefallen lassen, so sind sie auch bereit, sich alles Andere gefallen zu lassen."

„Wir werden keinen solchen Unsinn zugeben, Smith," rief Harry Wilson.

„Wir werden es nicht, Smith,“ wiederholten funfzehn bis zwanzig Stimmen.

Unterdessen hatte Jack Highflyer einzeln mit einem großen Theile der Gäste des Porterhauses gesprochen. Als der Stimmenchor verklang, schlug er mit einem Fischbeinstöckchen leicht auf den Tisch und nahm die Aufmerksamkeit seiner Leute in Anspruch.

„Der Prozeß Job Dingle's wird morgen anfangen,“ sagte Jack Highflyer; „das schlimmste Hinderniß ist für jetzt der Mangel an Geldern. Job ist eben so arm, wie es Hiob war, nachdem der Teufel die Erlaubniß erhalten hatte, ihn zu versuchen.“

„Das kommt mir spanisch vor,“ sagte der lange, unbehifliche Bursche flüsternd zu Luke Fordham.

„Die Advokaten werden keinen Schritt in der Sache thun, wenn sie nicht Geld sehen; sie sind eine Bande von gemeinen Schuften, daß sie einen armen Kerl leiden lassen, weil er ihre ausschweifenden Forderungen nicht bezahlen kann; aber ihre Dienste müssen entweder gesichert, oder Dingle verurtheilt werden. Es ist also nichts weiter zu thun, Jungen, als das Geld so schnell wie möglich aufzubringen.“

„Heute Abend, Jack?“ fragte Tim Hartmann.

„Ja, Tim, heute Abend.“

„Wie viel ist nöthig?“ fragten Mehrere.

„Wenigstens zwei- bis dreihundert Dollars,“ sagte Jack Highflyer. „Außer den Advokaten, welche Dingle verwendet, müssen wir uns noch des Beistandes Hugh Maxwell's versichern, dessen Tüchtigkeit als Advokat und Treue gegen seine Klienten in so vielen Fällen glänzend erprobt worden ist. Was die Weise, das Geld aufzubringen, betrifft, so schlage ich vor, daß ein Jeder von uns etwas zu dem Fond beiträgt,

und daß wir darauf in dem ganzen Gebiete des Bowerybezirks eine Steuer umlegen und einsammeln.“

Der Vorschlag Jack Highflyer's wurde von der Versammlung mit allgemeinen Beifall begrüßt.

„Tim Hartmann, nehmt Euern Hut ab und laßt ihn herum gehen.“

Der Fleischer erfüllte das Gebot Jack Highflyer's bereitwillig. Kein Mitglied der Gesellschaft weigerte sich, oder vernachlässigte seinen Beitrag zu geben, außer zwei bis drei arme Vagabonden, die mit einer bezeichnenderen wie eleganten Geberde die Hand tief in die Beinkleidertasche steckten und dieselbe wieder sammt der Tasche herauszogen, wodurch sie ihre Unfähigkeit, auch nur ein Scherflein beizutragen, bewiesen.

Nur Drei bis Vier, unter denen sich Bill Smith und Jack Highflyer befanden, warfen Banknoten in den Hut.

Während der Hut umherging, erzählte Jack Highflyer einer Gruppe von Zuhörern die Umstände seines Besuchs bei Job Dingle im Stadtgefängnisse.

„Der alte Bursche ist guten Muthes,“ fuhr der Anführer fort, nachdem ihm Tim Hartmann durch einen Wink zu erkennen gegeben, daß die Sammlung beendigt sei. „Zählt das Geld, Tim! — Aber es ist nicht menschenmöglich in einer finstern Zelle zu liegen, wo die Bluthunde des Gesetzes vor den Mauern umherbellen, und sich vollkommen ruhig zu fühlen. Zu einer solchen Zeit bedarf der Mensch, wenn überhaupt je — der Freunde, und zu einer solchen Zeit werden ihm treue Freunde ihre Theilnahme und ihren Beistand anbieten. Ich sagte Job, daß er seinen Anklägern entgegentreten möge, ohne sich nur ein Haarbreit von seinem Rechte zu vergeben, und daß es am Tage des

Prozesses an keiner Anstrengung fehlen solle, um ihn zu retten. Er war mir dafür sehr dankbar, denn es fehlt ihm, wie ich vor einer Weile gesagt habe, gänzlich an Geld. Ein Gefängniß ist ein düsterer Ort, wenn man weder Freunde noch Geld hat, wiewohl so Mancher durch den Mangel daran dorthin getrieben worden ist. In der Zelle dicht neben der Dingle's liegt ein Gefangener Namens Williams, welcher stets für einen ehrlichen, arbeitsamen Mann gegolten hat, und der sich nur deshalb zu einem Einbruche hat verleiten lassen, weil seine Familie dem Verhungern nahe war, und sein herzloser Hauswirth ihm drohte, ihn aus der Thür zu werfen, wenn er seinen Zins nicht bezahlen würde."

„Wenn Gesetz und Gerechtigkeit Eins wären," rief Harry Wilson, „so würde der Hauswirth eben so gut bestraft werden müssen, wie der Dieb."

Jack Highflyer bemerkte mit gedämpfter Stimme:

„Es war der scheinheilige Heuchler Joshua Grayson. Ich habe gegen ihn schon seit drei Jahren einen Groll und ich vergesse nie, meine Schulden früher oder später zu bezahlen. Nun, Tim," fügte er hinzu, als er bemerkte, wie sich Tim Hartmann, der Fleischer, ihm näherte, und ein schmutziges, seidenes Tuch um das von ihm eingesammelte Geld wickelte.

„Dreißig Dollars und funfzig Cents," bemerkte der Fleischer.

„Das ist genug Jungen, um zu zeigen, daß Ihr es ernstlich meint," sagte Jack Highflyer mit einem zufriedenen Lächeln. „Ein Glas Grog für Alle, Smith, und dann wollen wir eine Kreuzfahrt durch die Nachbarschaft antreten."

Die jungen Männer drängten sich um den Laden-

tisch und genossen eine reichliche Quantität von dem Inhalte der Flaschen Bill Smith's. Ein paar Minuten darauf hatte sich die Verwirrung so ziemlich gelegt.

„Etwa ein Dutzend von Euch mag mir folgen, Jungen," sagte Jack Highflyer. „Tim Hartmann wird die Börse tragen. Kommt, Tom, Harry, Pete — nicht mehr als ein Dutzend von Euch, sonst werden wir noch des Versuchs angeschuldigt, Straßenunfug anzuzetteln."

Jack Highflyer und seine Schaar verließen das Porterhaus und gingen die Bowery hinauf, bis sie an die Ecke der nächste Straße gelangten. Hier befand sich ein Spezereiladen, welcher am hinteren Ende mit einem Schenktische zum Verkaufe geistiger Getränke versehen war. Jack Highflyer trat mit Zweien bis Dreien von seinen Kameraden ein, während die Uebrigen auf dem Trottoir vor dem Gebäude stehen blieben.

„Elisby, wie geht's Euch?" sagte Jack Highflyer mit gutmüthigem Tone.

„Fett, Jack."

„Fett!" flüsterte Pete Fox einem seiner Kameraden zu; „in einem Seifenlöffel ist mehr Fett, als in seinem ganzen Körper."

„Heute Abend müssen wir uns kurz fassen, Elisby," sagte Jack Highflyer, „wir sind auf dem Wege, um Geld für Job Dingle aufzutreiben, der ein so guter Bursche ist, wie nur je einer einen Renommisten von Corlear's Hook gedroschen hat. Die Bursche haben Euch mit fünf Dollar's besteuert."

„Hier ist das Geld, Jack," antwortete Elisby, indem er den Geldkasten öffnete und einen Fünfdollarschein herausnahm, welchen er auf den Ladentisch legte; „ich würde ohne Murren fünfmal so viel geben, wenn ich dafür die Gewißheit erhalten könnte, Job das Ur-

theil „Nichtschuldig“ zu verschaffen. Wollt Ihr und Eure Freunde nicht etwas trinken, Jack?“

„Nein, Elisby; gute Nacht“

Jack Highflyer und seine Leute durchschritten den oberen Theil der Bowery und mehrere von den umliegenden Straßen jener Gegend der Stadt so schnell wie möglich, indem sie die Austernkeller, Kegelclubs Spezereiläden, Porterhäuser und Schenken unterwegs fast ohne Ausnahme besuchten. Die Bekanntschaft des Anführers der Schaar mit dem Charakter und den Umständen der Eigenthümer der verschiedenen Etablissements setzte ihn in den Stand, sein Vorhaben mit diplomatischer Klugheit zu eröffnen und seine Steuerumlagen billig und verständig zu reguliren. Im Allgemeinen wurden seine Bitten oder vielmehr seine Forderungen schnell und bereitwillig, und in vielen Fällen mit einem herzlichen Ausdrucke guter Wünsche für Job Dingle erfüllt. Hier und da wußte sich ein Individuum unter dem einen oder andern Vorwande von der Bezahlung der ihm auferlegten Steuer loszureden; aber während der ersten Stunde des Beutezuges Jack Highflyer's, hatte sich kein Einziger unbedingt geweigert, seinen Beitrag zu dem wachsenden Schatze Tim Hartmann's zu liefern.

„Stimers ist ein wahrer Geizhals,“ sagte Jack Highflyer zu seinen Kameraden, als die Schaar sich von einem Speisehause in Elisabeth-Street in der Nähe von Prince-Street entfernte.

„Wie viel hat er Euch gegeben, Tim?“ fragte Luke Fordham.

„Einen mexikanischen Dollar,“ antwortete der Fleischer, indem er verächtlich mit den Fingern schnippte.

„Nur einen Dollar, Jack!“ sagte Jener; „ich würde ihn nicht genommen haben.“

„Nun, seht Ihr Jungens,“ sagte Jack Highflyer, „Stimers ist seine zwanzigtausend Dollars werth und macht gute Geschäfte, aber seit er angefangen hat, reich zu werden, ist er ein erbärmlicher, winselnder Geizhalz geworden. Er wird wenigstens achtundvierzig Stunden lang über den elenden Dollar, den er so widerwillig gegeben hat, seufzen und stöhnen. Wäre das nicht gewesen, so würde ich ihm das Geld wieder in die Zähne geworfen haben.“

„Ihr braucht Euch nicht über Stimers Kargheit zu wundern. Er hat vergangenen Winter einen von seinen Kellnern vor Gericht gestellt, weil er einen zinnernen Löffel im Werthe von zehn Cents gestohlen hatte, und der Richter schickte den armen Burschen auf zwei Monate in's Korrektionshaus.“

„Was, auf Stimers Zeugniß hin?“ fragte Luke Fordham.

„Ja, gewiß!“

„Es war eine Schande, Tom. Ich würde seinem Eide nicht glauben.“

Als sie Mott-Street hinabkamen, hielten Jack Highflyer und seine Leute an Sylvanus Westervelt's Schenke an. Dies war ein zweistöckiges Backsteingebäude mit schmutzigen Fenstern und unangestrichenen Wänden, welches auf der Südseite einen Thorweg hatte, der nach den Stallungen im Hintergebäude führte.

Das Schenkzimmer im ersten Stocke ging auf die Straße und war auf die gewöhnliche Weise einer Schenke dritten oder vierten Ranges eingerichtet.

In dem Zimmer befanden sich mehrere mit Zeitungen der letzten zwei bis drei Tage bedeckte Tische,

ein halbes Dutzend Stühle, zwei schmutzige Spucknäpfe, und an den Wänden mehrere grobe Lithographien in Mahagonirahmen. Der Schenkverschlag hatte einen schweren eichenen Ladentisch und hinter demselben Regale, anf denen eine Anzahl von mit Cognac, Gin, Whisky und anderen berauschenden Getränken gefüllten Flaschen standen. Die Räume zwischen den Regalen waren mit Spiegelscheiben belegt, welche, wenn auch keineswegs hell, doch mit hinlänglicher Deutlichkeit die verschiedenen Gegenstände des Schenkzimmers erblicken ließen. Auf dem Ladentische standen ein halbes Dutzend geschliffene Flaschen, zwei halbgefüllte Wasserkrüge und eine Anzahl leerer Gläser

In dem Schenkverschlage stand der Wirth Sylvanus Westervelt, ein langer korpulenter Mann mit schwarzen, stechenden Augen und reizbarem Gesichtsausdrucke.

„Kommt herauf, Burschen," sagte Jack Highflyer. „kommt herauf und trinkt etwas; wir haben keinen Tropfen genossen, seit wir Bill Smith's Haus in der Bowery verließen."

„Das ist eine traurige Thatsache," murmelte Harry Wilson, „und ich bin eben so trocken, wie einer von Pete Fox's Witzen."

Die jungen Männer nahmen, über den Ausfall Harry Wilsons lachend, ihr Getränk zu sich.

„Sechs Schillinge, Sylvanus," sagte Jack Highflyer, indem er das Geld auf die Tafel warf. „Das ist ein kleiner Beitrag, damit Ihr Eure Steuer in der Sache des Staates contra Job Dingle bezahlen könnt. Ihr seid zu fünf Dollars abgeschätzt worden, Westervelt."

„Ihr wollt fünf Dollars von mir?"

„Fünf Dollars, und noch mehr, wenn Ihr Lust habt, es zu zahlen."

„Wozu?"

„Um die Kosten Job Dingle's bei seinem Prozesse wegen der Tödtung des Holländers bei Hans Snydecker tragen zu helfen."

„Ich werde Euch keinen Cent geben," sagte Sylvanus Westervelt mit festem, entschiedenem Tone.

„Ihr wollt nicht?"

„Nein. Und ich denke, daß Job Dingle gehängt zu werden verdient, weil er einen armen, unschuldigen Mann, der ihm nichts zu leide gethan, ermordet hat, und ich hoffe, das ihm das widerfahren wird."

„Hört Ihr das, Jungen!" sagte Jack Highflyer zu seinen Kameraden gewendet; „sein Vater war ein Holländer, und Master Sylvanus ist deshalb geneigt, seine Pflichten als Bürger und Mann zu umgehen. Aber Ihr werdet es Euch besser überlegen," fuhr er gegen den Schenkwirth fort; „Ihr werdet die fünf Dollars zahlen."

„Das werde ich nicht," antwortete Westervelt nachdrücklich.

„Sprecht Ihr im Ernst?" fragte Jack Highflyer.

„Ja."

„Ihr werdet durch die Weigerung nichts gewinnen," sagte Jack Highflyer kaltblütig. Bei diesen Worten erhob der junge Mann das kleine Fischbeinstöckchen, welches er in der Hand trug, auf gleiche Höhe mit seiner Brust und warf mit einer schnellen Bewegung vier bis fünf Flaschen von dem Schenktische. Aus Sylvanus Westervelt's Augen loderte ein zorniger, rachsüchtiger Blick, als er das Klirren der fallenden Gläser und das Plätschern der Flüssigkeiten auf

dem sandbestreuten Boden hörte. Er legte seine rechte Hand auf den Ladentisch, wie um mit einem einzigen Satze hinüberzuspringen.

„Jungen, zeigt ihm Eure Messer.“

Die Klingen eines halben Dutzend Messer blinkten dem Wirthe ins Gesicht.

„Greift uns an, wenn Ihr es wagt,“ sagte Jack Highflyer; „wir werden mit unserm kalten Stahle nicht so karg sein, wie Ihr es mit Euerm Gelde gewesen seid.“

„Ich werde Euch die Polizei nachhetzen,“ sagte der Wirth, vor Wuth schäumend.

„Thut es lieber nicht, Sylvanus,“ antwortete Jack Highflyer mit einem verächtlichen Lächeln. „Wenn Ihr die Sache hiermit fallen laßt, so seid Ihr bestraft und wir sind zufriedengestellt; aber ich versichere Euch, daß Ihr das Spiel der Vergeltung gegen eine furchtbare Uebermacht spielen würdet.“

Jack Highflyer und seine Schaar entfernten sich, von den gemurmelten Flüchen und Verwünschungen des Schenkwirths gefolgt.

Sie setzten ihren Weg fort, bis sie in eine Gegend gelangten, wo die Straßen mit Bordellen und Kupplerwohnungen angefüllt sind. Job Dingle war den Bewohnerinnen dieser Lasterhöhlen nicht unbekannt, und selbst von ihnen erhielt der Schatz Tim Hartmann's einen Theil des Lohnes der Schande.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.